

Der
moderne
Taugenichts

Ein Projekt des
Grundkurses Deutsch, 2. Semester
(Dr. Aaron Eckstaedt)

Gymnasium Othmarschen,
Hamburg 2008

Inhalt

Pia Schley

Sehnsucht nach Freiheit 3

Johanna Bazzato

Der geheime Unbekannte 16

Andreas Niebuhr / Marco Ellinghausen

Der moderne Taugenichts 25

Nele Hamborg

Taugenichts; oder der Katzenjammer mit Happy End 41

Jasmin Bahr

Ziellos 49

Marion Tiemann / Marlene Tustam

„Auf ewig lauscht des Herzens Ohr“ 55

Bendix Fesefeldt

good-for-nothing 61

Niklas Husten / Benjamin Grüber

Die Erkenntnis 71

Birger Fuchs

Aus dem Leben eines Taugenichts 78

Lukas Stender / Justin Kniesel / Jan Colak / Felix Mahlo

Der moderne Taugenichts 85

Pia Schley

Sehnsucht nach Freiheit

„Wieso kannst du nicht einmal lernen? Wieso musst du jede freie Minute singen?“, schrie Gertrude. „Es muss doch möglich sein“, ihre tiefe Stimme zitterte jetzt, „dass du dich einmal auf die Schule konzentrierst. Eine Stunde täglich, mehr verlange ich ja gar nicht, Christina!“ „Acht Stunden täglich sind ja wohl schon mehr als genug“, murmelte Tina, während sie sich ihre Haare zurückstrich. „Drei Punkte, drei! So wird das nichts mit deinem Traum, da...“. Wütend unterbrach Tina ihre Mutter, „Meinem Traum? Meinem? Das ist wohl eher Papas und dein Traum!“ „Was sagst du da? Du wolltest Josephs Praxis schon immer übernehmen. Als du klein warst hast du schon damit angefangen: ‚Wenn ich mal groß bin werde ich Arzt – genau wie Papa‘, von da an war das doch klar.“ „Mama – da war ich vier! Du kannst doch nicht ernsthaft erwarten, dass die Lebensträume einer Vierjährigen für immer bestehen bleiben! So viel Intelligenz hätte ich selbst dir zugetraut!“ „Hey, junge Dame, werde nicht frech. Erinner dich daran, unter wessen Dach du hier lebst und wessen Essen du isst. Es ist immer noch das Geld deines Vaters, das du so gutwillig verschwendest. Fang endlich an Verantwortung für dein Leben zu übernehmen und dich nützlich zu machen!“ Bei diesen Worten war Tina aufgesprungen. Ihre Wangen waren rot und auf ihrer Stirn hatte sich eine steile Zornesfalte gebildet. „Ach ja, jetzt bin ich also nicht nur faul, sondern auch noch verschwenderisch und übernehme keine Verantwortung! Ich würde sowieso lieber heute als morgen ausziehen.“ „Dann tu es doch! Du wirst schon sehen was du davon hast... Hier hält dich keiner davon ab!“ Die letzten Worte spuckte Tinas Mutter aus, als hätten sie ihr schon viel zu lange im Magen quer gelegen. Tina runzelte die Stirn, kniff die Augen zusammen und sagte dann: „Gut, dann gehe ich, wenn ich nicht mal mehr hier willkommen bin. Ab morgen seit ihr dann ungestört.“ Ihre Stimme war gefühllos und ihr Gesicht war jetzt weiß wie die Wand. Sie drehte sich um und ging schnell aus dem Wohnzimmer, quer über den Flur in ihr eigenes Zimmer und schloss ab. Tina schmiss sich auf ihr Bett und starrte zur Decke. Keiner mag mich, nicht in der Schule und nicht mal hier, wo ich eigentlich zu Hause bin. Warum soll ich mich also noch mit der Schule plagen,

das bringt sowieso alles nichts. Wenn ich ein Ziel vor Augen hätte, dann wäre es einfacher den Lehrern zu zuhören. Aber ohne zu wissen was ich machen möchte, kann ich mir ebenso gut die Zeit mit etwas anderem vertreiben. Vielleicht würde mir das sogar helfen das zu finden, was ich machen möchte... Entschlossen stand sie auf, zog ihren Wanderrucksack vom Schrank herunter und stopfte alles hinein, von dem sie glaubte, dass sie es gebrauchen konnte. Obenauf legte sie noch ihren MP3-Player und Batterien, denn ohne den würde sie es keine drei Stunden aushalten. Leise fing sie „Single“¹ an zu summen. Es klopfte an der Tür. „Christina, bitte – das war doch alles nicht so gemeint! Bitte, bleib doch! Niemand hier will dir etwas Böses!“ Tina lachte nur und sang noch lauter,

*„This is my current single status
My declaration of independence
There’s no way I’m trading places
Right now a star’s in the ascendant“*

Währenddessen hatte sie sich ihre Wollsocken und Wanderstiefel angezogen, ihren Rucksack zugeschnallt und geschultert. Sie schaute sich noch einmal im Raum um, atmete tief durch und öffnete die Tür. „Christina bleib hier! Du kannst doch nicht einfach weglaufen, das ist doch keine Lösung. Christina, du kannst nicht gehen!“ Bei diesen Worten drehte Tina sich langsam um, sah ihrer Mutter fest in die Augen und sagte, „Und warum meinst du, dass ich nicht gehen kann? Du hast mich doch selber gerade dazu aufgefordert. Du kannst mich nicht aufhalten, wenn du solche Sachen sagst, musst du dir über die Konsequenzen im Klaren sein... Mach’s gut, Mama!“ Damit war sie zur Tür hinaus.

Im Treppenhaus begegnete ihr Frau Müller, die gerade den Müll nach draußen brachte. Sie starrte Tina irritiert an, doch bevor sie auch nur ein Wort sagen konnte, war Tina mit einem so finsternen Blick an ihr vorbei gerauscht, dass Frau Müller sich nur noch verwundert nach ihr umdrehte.

Drei Treppenabsätze und zwei Türen später wandte Tina sich nach rechts und ging zur S-Bahnstation, von wo sie zum Hauptbahnhof fuhr. Lächelnd dachte

sie an das verdutzte Gesicht ihrer Mutter. Sie hatte die pingelig nachgezogenen Augenbrauen so hoch gezogen, dass sie fast unter ihrem Pony verschwunden waren, ihr Mund war weit aufgerissen gewesen. Das war das erste Mal, dass ihre Mutter nicht auf ihr Äußeres geachtet hatte. Allein für diesen Anblick hatte sich der Streit schon gelohnt. Tina freute sich auf die Zeit, die nun vor ihr lag. Niemand würde ihr Vorschriften machen, niemand konnte Rechtfertigungen von ihr verlangen. Das würde wundervoll werden! Irgendwo in irgendeinem Wald würde sie wandern und singen, ohne von jemandem gestört zu werden. Sie war am Bahnhof angekommen und entschloss sich erstmal eine Fahrkarte nach Ludwigshafen zu kaufen. Bis der Zug losfahren sollte, waren es noch zwei Stunden. Tina sah sich um. Sie stand mitten auf dem Bahnhof, umgeben von Menschen, die in aller Hektik um sie herum liefen und sie verständnislos ansahen. Es roch nach Pizza, schlechtem Kaffee und Sommer. Tina war trotz, oder vielleicht gerade wegen der Menschen um sie herum glücklich. Eine bisher unbekannte Ruhe erfüllte sie, durch die sie sich über alles freute. Lächelnd ging sie zum Bahnsteig. Dort setzte sie sich auf eine Bank und wartete. Tina wusste nicht recht was sie dazu brachte, aber sie begann plötzlich laut zu singen. Sie war so froh endlich von dem Druck und den Erwartungen ihrer Eltern entkommen zu sein, dass sie sang, einfach so.

*„I see trees of green, red roses too,
I see them bloom for me and you,
And I think to myself
What a wonderful world.
I see skies of blue and clouds of white,
The bright blessed day, the dark scared night,
And I think to myself
What a wonderful world.
The colours of the rainbow, so pretty in the sky,
Are also on the faces of people goin' by,
I see friends shaking hands,
Sayin' "How do you do",
They're really sayin' "I love you",*

*I hear babies cry, I watch them grow.
They'll learn much more than I'll ever know
And I think to myself
What a wonderful world.
Yes, I think to myself
What a wonderful world."*²

Nachdem sie den letzten Ton auskosten hatte, klatschten Menschen und als Tina die Augen öffnete, stand vor ihr ein gutaussehender, junger Mann, der gerade die letzten Töne seiner Gitarre schluckte indem er sanft seine Hand auf die Saiten legte. Er hatte sie offensichtlich begleitet, doch Tina war so in das Singen versunken gewesen, dass sie es nicht mitbekommen hatte. Die Leute um sie herum blieben noch einige Sekunden lang stehen, um eventuell noch eine musikalische Darbietung hören zu können, doch da augenscheinlich keiner der beiden etwas anderes im Sinn hatte als sein Gegenüber anzustarren, eilten die Menschen mit ihrer gewohnten Hektik weiter. Einige warfen ihnen noch Kleingeld hin, bevor sie davon gingen. „Ich kannte das Lied, da dachte ich, ich spiele mal mit... War das in Ordnung?“ „Äh, sicher war es das.“ Hatte er sie vorher noch fragend angesehen, so lächelte er jetzt schelmisch. „Ich bin übrigens Elias und das hier ist Leila“, dabei strich er zärtlich über seine Gitarre. Tina schaute ihn etwas irritiert an. „Ja, ich bin Christina, aber du kannst mich Tina nennen, alle machen das. Meiner Stimme habe ich allerdings noch keinen Namen gegeben“, sagte sie lächelnd. Sie musterte ihn. Er war groß und schlank, trug seine Haare lang genug damit sie sich leicht locken konnten und hatte blaue Augen, die von der Iris weg immer dunkler wurden. „So einer schönen Stimme sollte man vielleicht einen Namen geben, aber mal zu was anderem, wo willst du eigentlich hin?“ „Ich fahre erst mal nach Ludwigshafen und dann mal sehen. Um ehrlich zu sein, habe ich kein Ziel.“ Elias Blick wanderte zur Bahnhofsuhr hinter Tina. „Oh, shit! Ich muss los, ich wünsche dir eine schöne Reise und viel Erfolg bei der Suche nach deinem Ziel. War schön mit dir musiziert zu haben!“ Damit lief er weg. Tina stand verdutzt da. Elias hatte ihr gefallen und sie hätte gerne noch Zeit mit ihm verbracht, sie hätte ja ebenso gut ihre Pläne ändern können. Was sollte sie eigentlich in Ludwigshafen? Warum

hatte sie ausgerechnet eine Fahrkarte dorthin gekauft? Der Zufall wollte es doch, dass sie Elias traf, warum sollte sie also nicht mehr Zeit mit ihm verbringen? Sie beschloss eine Münze zu werfen. Da sie meistens Kopf warf, sollte Kopf ‚Elias nachlaufen‘ entsprechen und Zahl ‚Fahrkarte einlösen‘. Die Münze flog durch die Luft und landete auf ihrer Hand; es war Zahl. Enttäuscht machte sie sich auf den Weg zum Zug, der inzwischen eingelaufen war. Tina setzte sich ans Fenster. Als der Zug über die Elbbrücken fuhr verabschiedete sie sich von ihrer Heimatstadt fragte sich wann und ob sie wieder zum „Tor zur Welt“ zurückkehren würde. Tina hing ihren Gedanken nach und als ihr klar wurde, dass sie von jetzt an auf eigenen Beinen stehen musste, und dass sie ihre Eltern vielleicht erst in einigen Jahren wieder sehen würde, war ihr mulmig zu mute. Sie schaute aus dem Fenster und sah die Landschaft an sich vorbei fliegen. Tina holte ihren MP3-Player aus ihrem Rucksack, lehnte den Kopf gegen das Fenster und schlief ein.

Von einem gellenden Pfeifen geweckt, blickte Tina aus dem Fenster und sah auf einem dunklen Bahnsteig ein großes Schild, auf dem überraschenderweise „Ludwigshafen“ stand. Sie war also angekommen. Verblüfft stand Tina auf, nahm ihre Sachen und ging aus dem Zug. Draußen war es erstaunlich warm. Tina wandte sich zum Ausgang und kam aus dem Bahnhof heraus. Der Platz, auf dem sie nun stand, war menschenleer, nur einige Tauben saßen dort und gurrten vor sich hin. Sie lief über den Platz und folgte einer Straße. Kreuz und quer ging sie durch die Stadt bis Tina zum Rhein kam. Sie blieb kurz stehen um den Fluss in ihrer Erinnerung fest zu halten. Dann folgte sie dem Fluss, raus aus der Stadt und folgte ihm so weit es ging. Sie begegnete keiner menschlichen Seele, bestaunte aber die Anzahl verschiedener Tiere, die vor ihr den Weg kreuzten. Tina wanderte die ganze Nacht, als die Sonne letztendlich aufging, setzte sie sich unter einen Baum und rastete. Ihr Magen knurrte und ihr fiel auf, dass sie seit dem Mittagessen am Vortag nichts mehr gegessen hatte. Sie nahm sich vor im nächsten Ort, durch den sie kam, einzukaufen. Indem sie dachte wie schön der Morgen war, fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein. Eine Amsel saß auf dem Zweig über Tinas Kopf und zwitscherte, als sie erwachte. Blinzeln rieb sie sich den Schlaf aus den Augen, gähnte und streckte sich. Tina lächelte.

Das Leben konnte so einfach so schön sein. Weshalb sie so viel Zeit mit der Schule und den absurden Wünschen ihrer Eltern verschwendet? Als ob sie jemals irgendwelchen alten Menschen untersuchen wollte! Summend stand Tina auf und machte sich auf den Weg. Wieder folgte sie dem Rhein, genoss die Stille, sang von Zeit zu Zeit und dachte nach. Tina war sich sicher, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatte. Mit der Zeit knurrte ihr Magen immer lauter. Sie hätte noch den Vorratsschrank plündern sollen, bevor sie gegangen war. Tina zwang sich an etwas oder besser jemand anderen zu denken. Elias. Sie seufzte und fragte sich, was er wohl gerade machte und ob er sich noch an sie erinnerte. Die Ablenkung half, aber sie war sehr froh, als sie am frühen Abend in eine kleinere Stadt kam, in der sie endlich Proviant kaufen konnte. Eine Stunde später war ihr Rucksack prall gefüllt und gute vier Kilo schwerer. Tina hatte gegessen und fühlte sich herrlich, als sie weiter wanderte.

So ging es nun mehrere Tage, an denen Tina am Rhein entlang wanderte, die Natur genoss, sang, ihren Gedanken nach ging, schlief, wenn es ihr einfiel, aß, sobald sie Hunger hatte und auch ansonsten tat, was sie wollte. Sie hatte auch nichts dagegen allein zu sein, so konnte ihr wenigstens keiner Vorschriften machen oder Regeln aufstellen, die sowieso nur dazu einluden gebrochen zu werden.

Nach einigen Tagen sah sie auf der anderen Rheinseite eine Stadt liegen. Da sich ihr Proviant dem Ende zuneigte und sie unbedingt mal wieder richtig duschen wollte, überquerte sie den Fluss auf einer Brücke. Nach einiger Zeit hörte sie lautes Kreischen, das sich nach Kindern anhörte. Sie folgte den Lauten und kam zu einem Freibad. Tina holte ihren Geldbeutel heraus und stellte fest, dass nicht mal mehr zwanzig Euro darin waren. Nach einem Blick auf die Preistafel, beschloss Tina, dass sieben Euro zu viel waren um einmal zu duschen. Langsam ging sie zur Rückseite, warf erst einen prüfenden Blick über ihre Schulter, dann ihren Rucksack über den Zaun. Sie spürte ihren Puls im Hals, als sie ihrem Rucksack hinterher kletterte. Tina war noch nie irgendwo eingebrochen. Aber was half es? Wenn sie nicht duschte, würde sie in jedem Geschäft vor die Tür gesetzt werden. Sie nahm ihren Rucksack und ging zu den Umkleiden, zog sich dunkle Unterwäsche an, schloss den Rucksack ein und

ging zu den Duschen. Mit dem ersten Wassertropfen, der ihren Rücken traf, fiel alle Anspannung von ihr ab. Was sollte ihr jetzt schon noch passieren, sie sah aus als wäre sie eine ganz normale Freibadbesucherin. So kam man also an kostenlose Duschen. Das warme Wasser rann an ihrem Körper herunter und löste allen Schmutz, der sich in den letzten Tagen angesammelt hatte. Sie schloss die Augen und entspannte sich. Jemand klopfte an die Kabinentür. Tina zuckte zusammen, „Sind Sie bald fertig da drinnen? Es gibt auch noch andere, die duschen wollen!“ „Ja. Kleinen Moment, bitte.“ So schnell Tina konnte, trocknete sie sich ab und zog sich ihre Unterwäsche wieder an. „Entschuldigung“, sagte Tina als sie heraus trat und sich eine ärgerlich aussehende Frau an ihr vorbei schob. Zurück in den Umkleiden, zog sich Tina an und nahm den gleichen Weg raus, den sie auch rein gekommen war. - Unbemerkt schlich sie davon und suchte nach einem Einkaufsladen. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie mit unter zwanzig Euro wohl nicht mehr sonderlich weit kommen würde. Das war nicht mal genug Geld, um im Notfall nach Hause zu kommen. Sie würde irgendwie Geld verdienen müssen, ob sie wollte oder nicht. Da ihr für den Augenblick nichts anderes einfiel, stellte sie sich mitten in die Einkaufstraße, in die sie inzwischen gekommen war und sang. Vielleicht würden die Leute ja wieder stehen bleiben, applaudieren und ihr Geld zu werfen.

*„Amazing grace how sweet the sound
That saves and set me free!
I once was lost but now am found,
Was blind, but now I see...”³*

Es funktionierte unfassbar gut! Die Menschen blieben stehen, hörten zu und einige tanzten sogar. Sie sah die faszinierten Blicke und ihre Augen leuchteten auf. Tina ging vollkommen in der Musik auf und merkte kaum, wie die Menge um sie immer größer wurde. Kaum war der letzte Ton verhallt, brach ein tosender Beifall aus und Zugaberufe drangen an ihre Ohren. Dem kam Tina gerne nach und stimmte so gleich ein zweites Lied an. Es war ihr unbegreiflich, was die Menschen so faszinierte, sie sang doch bloß. Nach dem dritten Lied bat

sie die Menschen um eine kleine Spende und ging mit ihrer roten Mütze als Sammelbüchse herum. Tina starrte auf ihre Mütze und lachte laut auf. Sie konnte kaum glauben, dass drei kurze Lieder ihr zu Nahrung für die nächsten Wochen verholfen haben sollten. Nach und nach verlief sich die Menschenmasse, nur ein Mann blieb stehen, beobachtet Tina und schien über etwas nach zu denken. Dann murmelte er, „Warum eigentlich nicht...“ Er ging auf Tina zu, die jedoch keine Notiz von ihm nahm und nun begeistert das Geld zählte. Der Mann räusperte sich und sagte, „Guten Tag, Sie haben sehr schön gesungen“ Tina schaute hoch. Vor ihr stand ein gut gekleideter, älterer Mann mit einem Hut auf dem Kopf, unter dem weißes Haar hervorlugte. Er wirkte freundlich, obgleich etwas aufdringlich und übereifrig. „Danke.“ Tina war aufgestanden. Sie schaute ihn verunsichert an. „Ich bin Karl Liebknecht und besitze hier in der Nähe ein Lokal. Ich suche jemand, der meine Abendunterhaltung übernehmen könnte. Meine letzte ist davon gelaufen.“ „Ich tanze nicht“, entgegnete Tina kalt, sie war ärgerlich. „Das verlangt ja auch gar keiner. Mir und meinen Gästen würde schon dein Gesang reichen.“ Tina runzelte die Stirn. Was war das denn für ein komischer Kauz, der ihr nach einem kleinen Straßenkonzert eine Stelle als Sängerin anbot. Aber was hatte sie schon zu verlieren? Keiner trieb sie, sie hatte alle Zeit der Welt. „Was hätte ich denn davon?“, fragte sie vorsichtig. Der Alte lächelte ihr ermutigend zu, „Du bekommst ein Zimmer, drei Mahlzeiten täglich und fünfzehn Euro pro Abend plus Trinkgeld“ Er zwinkerte. Tina zögerte. Dann nickte sie. „Wir können es probieren. Ich heiße Christina Gilde“ Herr Liebknecht drehte sich um und ging los. Tina nahm ihre Sachen und folgte ihm langsam. Was war das bloß für ein Mensch? Aber was spielte das schon für eine Rolle bei einem Dach über dem Kopf, Essen und Geld täglich und alles nur für ein bisschen Singen. Sie standen vor einem alten Fachwerkhaus. Über der Tür hing ein Schild, das Vorübergehende darüber informierte, dass hier das ‚*Gasthaus zur alten Schmiede – Mit abendlicher Unterhaltung*‘ war. Der Alte ging hinein und Tina wollte ihm zögernd folgen, blieb dann aber noch einmal stehen. Noch konnte sie einfach wieder umdrehen, Essen kaufen und weiter wandern. Sie schaute zum Himmel und sah dicke, dunkle Wolken, es würde gewittern nach der ganzen Hitze in den letzten Tagen. Tatsächlich spürte sie eine Sekunde später den ersten kalten

Regentropfen auf ihrer Nase. Aus den Fenstern leuchtet jetzt ein behaglich warmes Licht und Herr Liebknecht winkte ihr freundlich zu. Tina ging hinein. „Ich dachte schon du hättest es dir anders überlegt“ Statt zu antworten, lächelte sie schwach. „Dein Zimmer ist oben. Ich zeig es dir gleich. Da vorne steht ein Klavier, das du benutzen kannst, wenn du willst und es wäre schön, wenn du ab neun bereit wärst zu singen“ Damit ging er nach oben. Tina folgte ihm über eine schmale Treppe in einen kleinen Flur, von dem vier Türen abgingen. Eine davon öffnet Herr Liebknecht und Tina betrat den Raum. „Bis später dann“, er schloss sachte die Tür. Als er sie fast geschlossen hatte, öffnete er sie noch einmal und sagte, „Ach ja, das Bad ist gegenüber“ und wies auf eine Tür. Dann schloss er die Tür endgültig.

Der Raum enthielt nur wenige Möbel, aber gerade das machte ihn urgemütlich. Nach einem Blick nach draußen war Tina sehr froh darüber, dass sie Herrn Liebknechts Vorschlag angenommen hatte. Sie fühlte sich wohl und letztlich war es ihr egal aus welcher Motivation heraus er sie auf gefordert hatte mitzukommen. Sie legte sich aufs Bett und schlief ein. Um halb neun wachte sie auf, zog sich um und ging hinunter, wo Herr Liebknecht mit Essen auf sie wartet. Danach ging sie zum Klavier und fing an zu singen. Es waren nicht gerade viele Gäste dort, aber die, die da waren, mochten offensichtlich, was sie hörten. Sie klatschten laut und sangen mit, sobald Tina bekannte Lieder anstimmte. Gegen zwei waren auch die letzten Gäste, nachdem sie ein extra Trinkgeld für ‚das hübsche Mädchen am Klavier‘ da gelassen hatten, gegangen. „Hier das ist alles deins. Das hast du sehr gut gemacht!“ Herr Liebknecht strahlt, als Tina zu ihm kam. „Danke, ich werde jetzt ins Bett gehen, ich bin hundemüde.“ Gähnend streckte Tina sich. „Dann wünsche ich dir eine erholsame Nacht. Morgen gibt’s um elf Frühstück.“ „Ihnen auch eine gute Nacht.“ Tina lächelte ihm noch einmal müde zu und ging dann hoch. In ihrem Zimmer angekommen, fiel sie in ihr Bett.

So oder ähnlich verliefen alle Abende in den nächsten Wochen. Tina verstand sich immer besser mit Herrn Liebkencht und hatte Spaß an dem, was sie tat. Tagsüber half sie ihm beim Einkaufen und Putzen oder sie vertrieb sich die Zeit in der Stadt. Sie fühlte sich wohl und nach einiger Zeit sogar heimisch in dem kleinen Raum unterm Dach. Der Gedanke ans Weiterreisen kam ihr lange Zeit

nicht mehr in den Sinn. Eines Abends, änderte sich das schlagartig. Tina machte gerade eine Pause und wollte nur noch mal schnell auf die Toilette gehen, bevor sie wieder ans Klavier zukehren sollte, als ihr Blick auf eine ihr bekannte Person fiel. Sie ging mit klopfendem Herzen an den Tisch in der Ecke. Es wäre einfach wunderbar, wenn es wahr wäre! Sie tippte den Mann am Rücken an. „Elias?“ „Ja?“ „Hallo, du bist es wirklich, das ist ja schön, ich dachte ich sehe dich nie wieder!“ Tina konnte ihren Augen kaum glauben. Ein unglaubliches Glücksgefühl breitet sich in ihr aus. Sie war mehr als erfreut Elias wieder zu treffen. Ihr Herz klopfte ihr noch immer bis zum Hals. Elias lächelte, „Hallo Mädchen mit der Stimme ohne Namen! Du singst wirklich gut!“ „Hast du nicht vielleicht Lust mit mir zusammen zu spielen? Immer mit dem Klavier ist auf die Dauer ein bisschen langweilig...“ „Ja, vielleicht. Ich habe leider nicht so viel Zeit, muss noch ein Quartier suchen...“ „Warte mal kurz“ Tina ging schnell hinter den Tresen und diskutierte kurz mit Herrn Liebknecht, dann kam sie strahlend zu Elias zurück, „Es ist alles geregelt, du kannst heute Nacht hier bleiben, kostenlos. Allerdings nur unter einer Bedingung: Du musst mir helfen die Gäste möglichst lange hier zu halten.“ Elias schaute nachdenklich über ihre Schulter. Tina sah ihn erwartungsvoll an. Er wirkte nicht begeistert, nickte dann aber. „Okay, dann lass uns mal anfangen“ und damit begannen sie für den Rest des Abends zu musizieren.

*„Looking from the window above
It's like a story of love,
Can you hear me?
Come back only yesterday,
Moving further away,
Won't you hear me?
All I needed was the love you gave,
All I needed for another day,
And all I ever knew, only you! ...” 4*

Beide gingen in der Musik voll und ganz auf, so dass es eine Freude war ihnen zu zusehen. Stunden später gingen sie erschöpft nach oben und Tina zeigte

Elias den Raum, in dem er schlafen konnte. Er wünschte ihr eine gute Nacht und verschwand. Tina betrat lächelnd ihr Zimmer. Sie war so glücklich, dass sie noch immer leise vor sich her summt und im Kreis dazu tanzt. Sie tanzt noch lange und fiel dann irgendwann erschöpft in ihr Bett.

Am nächsten Morgen klopfte es sanft an ihrer Tür. Tina schlug die Augen auf und lächelte. Die Sonne schien in ihr Zimmer und alles fühlte sich perfekt an. „Tina dein Freund sitzt schon unten beim Frühstück, willst du nicht auch dazu kommen?“ Tina errötete leicht bei dem Gedanken an Elias. „Ich komme“, sagte sie. Ein Lächeln spielte um ihre Mundwinkel während sie sich anzog und in die Küche ging. „Guten Morgen.“ Elias und Herr Liebknecht hoben die Köpfe und lächelten ihr zu. „Sag mal, was machst du eigentlich hier, Elias?“, fragte Tina. „Ich bin auf der Durchreise“ „Wohin willst du denn?“ „Genf“ „In die Schweiz, da war ich auch schon mal“, schaltete sich Herr Liebknecht ein. In Tina lösten diese Worte eine unwiderrufliche Sehnsucht aus. Sie wollte wieder hinaus und wandern, am Rhein entlang, irgendwo hin. Wenn Elias sie mitnehmen würde, umso besser. Herr Liebknecht erkannte traurig den sehnsüchtigen Ausdruck in Tinas Augen, er hatte ihn schon oft genug gesehen. Nach dem Essen gingen Tina und Elias hoch, um Elias Sachen zu holen. „Elias, hättest du etwas dagegen, wenn ich mit dir käme?“ „Kommt darauf an.“ Sie betrachtete ihn gespannt. Doch seine Miene gab nicht preis, was er dachte, „Wenn du versprichst jeden Abend mit mir zu singen..., dann kannst du von mir aus gerne mitkommen!“ Seine Augen leuchteten und auch Tina lachte vor Freude laut auf. Schnell lief sie in ihr Zimmer, schmiss ihre Sachen so schnell es ging in ihren Rucksack und zog sich die Wanderstiefel wieder an. Sie konnte es nicht erwarten mit Elias zusammen unterwegs zu sein. Es würde herrlich werden! Unten an der Treppe wartete Herr Liebknecht schon mit traurigem Blick auf sie. „Vielen Dank für die Zeit hier, Herr Liebknecht!“ „Ich habe zu danken!“ Er umarmte sie mit einem traurigen Lächeln. „Auf Wiedersehen, Tina. Elias, passen Sie mir gut auf sie auf!“ Die beiden lächelten noch einmal, drehten sich um und zogen aus der Stadt heraus, dem Fluss folgend.

Die Tage gingen ins Land und Tina und Elias genossen sichtlich die gemeinsame Zeit. Sie gingen mal neben einander, mal hinter einander, unterhielten sich, spielten und sangen zusammen. Sie folgten dem Rhein immer

weiter und näherten sich so der Schweiz. Nach vierzehn Tagen diesen vergnüglichen Leben, hatten die beiden Basel erreicht. Dort stiegen sie in einen Zug, der nach Genf fuhr. „Was willst du eigentlich in Genf?“, fragte Tina, weil es sich jetzt nicht mehr länger hinausschieben ließ. Sie fürchtete sich vor der Antwort, denn sie konnte das Ende einer herrlichen Zeit bedeuten, die, wenn es nach ihr ging, noch unendlich lange hätte andauern können. „Ich werde von hier aus nach Südfrankreich fliegen, um dann den Jakobsweg entlang zu pilgern.“ Enttäuschung stieg in ihr hoch und sie spürte einen Stich im Herzen. „Aber es sind noch ein paar Tage bis mein Flug geht“, er lächelte ihr aufmunternd zu. Erleichtert sagte sie, „Dann haben wir ja noch ein bisschen Zeit“ In ihrer Stimme schwang Traurigkeit mit. „Was ist denn los, Tina?“ „Nichts, was sollte denn sein?“ Elias zuckte mit den Schultern, aber das bekam Tina nicht mehr mit, weil sie schnell ihren Kopf zum Fenster gedreht hatte. Er sollte nicht sehen, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Elias legte sanft seinen Arm um ihre Schultern, doch das ließ Tinas Blick nur noch starrer werden.

In Genf gingen sie ins Zentrum. Dort gab es eine Art See, die Tina stark an die Alster erinnerte. Sie schaute Elias von der Seite an, betrachtete seine leicht gekrümmte Nase und seinen Pony, der sanft im Wind hin und her wehte. In ihrem ganzen Körper kribbelte es, während sie ihn ansah und ihr Herz klopfte als wolle es zerspringen. Tina hatte sich entschlossen. Sie musste Elias jetzt sagen, was sie für ihn empfand. Jetzt oder nie. Ihre Knie waren weich wie Butter und ihr Atem ging schnell. „Elias... ich, ich liebe dich“. Es kaum mehr als ein Flüstern. Elias warf den Kopf um und starrte sie verdutzt an. Stille. Elias sah sie nur an und schwieg. Nach gefühlten zehn Minuten hatte er noch immer nichts gesagt. Tinas Herz schlug immer wilder gegen ihre Brust, bis es schließlich wehtat. Sie schloss die Augen, versuchte tief durchzuatmen, aber es gelang ihr nicht. Die Tränen bahnten sich unaufhaltsam ihren Weg. Sie öffnete noch einmal die Augen und sah durch den Tränenschleier wieder Elias, der sie nur anstarrte und schwieg, als wäre er versteinert. Sie wollte nur noch alleine sein. Tina drehte sich um und lief. Sie rannte immer schneller. Sie wollte weg, einfach nur weg von ihm. Sie lief, lief und lief, bis sie nicht mehr konnte, dann setzte sie sich auf eine Bank und schluchzte, bis keine Tränen mehr kamen.

Sie saß bis spät in der Nacht auf der Bank, spürte weder Kälte noch Hunger, noch sonst irgendetwas außer dem Schmerz in ihrer Brust. Sie nahm alles wie durch einen Schleier wahr. Ihr Leben schien tonlos und stumpf. Irgendwann stand sie auf und irrte ziellos in Genf umher. Es war ihr egal, wo sie war, was sie machte, was mit ihr geschah. Sie hatte nicht einmal Lust zu singen. Alles erschien ihr grau und weit entfernt zu sein. Am frühen Morgen stand irgendwie wieder an dem See. „Tina!“ Von irgendwo drang eine ihr nur zu vertraute Stimme ans Ohr. Doch sie nahm es kaum wahr. „Tina!“ Jetzt stand er vor ihr. Sie wollte ihn nicht sehen, ihn nicht riechen, nicht seinen Atem auf ihrer Haut spüren. Wieder stiegen ihr die Tränen in die Augen. Einen Moment sah er sie nur an, dann spürte sie, wie er sanft ihren Kopf mit seinen Händen umschloss. Zwei Daumen wischten ihre Tränen fort. Er zog sie vorsichtig zu sich heran und küsste sie.

Tina erwachte wieder.

- | | | |
|---|--------------------------|---------------------------------|
| 1 | „Single“ | Natasha Bedingfield |
| 2 | „What a Wonderful World“ | Gorge D. Weis und Gorge Douglas |
| 3 | „Amazing grace“ | John Newton |
| 4 | „Only you“ | Vincent Clarke |

Johanna Bazzato

Der geheime Unbekannte

Morgens, halb zehn in Deutschland. Draußen regnet und stürmt es. Typisches Frühlingswetter, und schon wieder muss ich einen Tag herumkriegen. Langsam zehrt das an meinen Nerven. Wieder und wieder eine x-beliebige Zeitung durchzublättern und irgendwelche Annoncen mit einer fröhlichen Farbe zu umkreisen.

Kühlschrank auf. Kühlschrank leer. Kühlschrank zu. Na super. Jetzt kann ich endlich wieder losbrausen mit meinem Auto, das soviel Benzin säuft wie ein Elefant in einer Woche. Aber ein bisschen mehr Geld fürs Tanken auszugeben ist ja nicht schlimm, ich hab's ja! Kann ich ja gleich an der Tankstelle arbeiten, vielleicht bekommt man ja Rabatt auf Benzin. Wer's glaubt...

Oh, da liegt ja ein Apfel. Wie schön, mein Mittagessen. Und eine Scheibe Toast mit Aufschnitt gönne ich mir auch mal.

Ich kann Menschen nicht ab, die alles tun und lassen können, wie und wann sie wollen. Müssen weder aufs Geld, noch auf den Haushalt achten. Dafür gibt es ja globalisierte Dienstmädchen, die dann ihre eigenen Kinder im Stich lassen, weil sie ein fremdes Haus putzen, auf fremde Kinder aufpassen müssen, in einem fremden Land leben und nicht zum Arzt können, weil sie keinen legalen Ausweis haben. Super Lösung. Aber reiche Deutsche interessiert das ja sowieso nicht. Warum auch ... Hoffentlich werde ich nicht so enden. Ich möchte zwar einen gut bezahlten Beruf haben und mir dann auch einiges leisten können, doch mich in meiner Grundeinstellung nicht ändern und auf dem Boden der Tatsachen bleiben.

In Gedanken versunken fahre ich los zum Supermarkt. Ob denen ein Kassierer fehlt? Versuchen kann man es ja. Obwohl ich mir geschworen hatte, nicht so zu enden: Hinter einer Penny- Supermarktkasse.

Auf der Fahrt zum Supermarkt halte ich rechts an. Mein Handy klingelt. Eine Computerstimme, die ich schon nachts im Schlaf hören kann, sagt: „Sie haben jetzt die Chance auf 10 000 Euro. Wählen Sie die Eins und Sie nehmen automatisch am Gewinnspiel teil,...“ Aufgelegt. Und was ist wenn ich die Zwei wähle? Bekomme ich gratis dazu einen perfekten Mann? Sterbe ich wie bei

Kettenbriefen nach einer Woche? Dann wäre ich letzte Woche schon dreimal tot gewesen. Hallo Gott – bin wieder da! Nun gut, an den glaub ich sowieso nicht. Bin endlich am Ziel angekommen und finde einen Parkplatz auf Anhub! Heute ist mein Glückstag! Ich laufe schnell in Richtung Supermarkttür und spüre innerhalb von 10 Sekunden schon die Nässe auf meinen Klamotten. Es regnet nämlich immer noch in Strömen. Ich will gerade die Tür vom Supermarkt aufmachen, als sie schon selber wie in Lichtgeschwindigkeit aufgeschlagen wird. Sie trifft mich direkt am Kopf und ich falle flach zu Boden. Mir kommt es wie Stunden der Dunkelheit vor, in denen ich irgendwo liege, obwohl es nur 5 Sekunden sind. Meine Augen öffnen sich langsam und ich liege immer noch draußen, inzwischen schon voll gesogen mit Regenwasser. Mit Kopfschmerzen stehe ich mühevoll auf. Um mich herum kein Mensch. Was sind das für Bastarde, die einer jungen Dame nicht einmal helfen? In was für einer Welt lebe ich eigentlich?

Ich betrete mit brummendem Schädel und mit nassen Klamotten den Supermarkt, denke mir dabei, dass die Leute bei meinem Anblick Angst bekommen müssten und nehme meine Einkaufsliste heraus: Milch, Brot, Fleisch und Tomaten. Ich versuche, das eben Passierte einfach zu vergessen und sammle mich kurz.

Das Einkaufen müsste eigentlich ziemlich schnell gehen, dann kann ich auch gleich wirklich fragen, ob es hier eine Arbeit zu vergeben gibt.

Ich könnte aber auch auswandern. Warum eigentlich nicht? Einfach in the middle of nowhere. Da kennt mich keiner und ich bin frei. Als Kind war ich eigentlich schon fast überall (na ja, „fast überall“ ist ein bisschen übertrieben: bis auf 240 von 245 Ländern dieser Welt). Meine Mutter, eine Reiseleiterin, hat mich hier und da mitgenommen. Mit ihren gesammelten Flugmeilen konnten wir uns einen Urlaub in Rom oder in Irland leisten. Das war ein schönes Glücksgefühl. Ich konnte trotz meines jungen Alters das Gefühl von Freiheit wahrnehmen. Meine Mutter und ich haben mit jeder Reise versucht, der Wirklichkeit zu entfliehen. Und es ist uns jedes Mal gelungen. Heute, mit 22, stehe ich in einem Penny- Markt und kann mir gerade einmal eine Aussicht auf die Hauptstraße leisten. Eigentlich muss ich nur diese Wartesemester abwarten. Es sind nämlich vier. Das heißt zwei Jahre warten. Und dann kann ich endlich

Anwältin werden. Ob das wirklich mein Traumberuf werden kann? Ich weiß nicht so recht. Auf der einen Seite hört es sich langweilig an, auf der anderen Seite sehr spannend. Geld verdiene ich so bestimmt genug, solange ich nicht einen reichen arroganten Mann heirate ist alles gut. Meine Devise lautet bis jetzt: Abwarten und Tee trinken.

So, hier ist die Milch. Fleisch hab ich auch schon, mir fehlen nur noch die Tomaten und das Brot. Und rein damit in den Einkaufskorb. Fertig.

„Tschuldigung, wo finde ich hier den Geschäftsleiter?“, frage ich, immer noch ziemlich genervt wegen des kleinen Unfalls, einen Mann mit einer krummen Nase und einem nicht ganz perfekt sitzenden Hemd. „Das bin ich. Was kann ich für Sie tun?“. Und Mundgeruch hat der auch noch. Wollen Sie ein Pfefferminz von mir, oder gleich vier? , denke ich mir und gehe diskret einen halben Schritt zurück. „Ach so, ich wollte Sie fragen, ob Sie hier eine Stelle zu vergeben haben? Ob Teil- oder Vollzeit ist egal.“. Obwohl, lieber Teilzeit, dann muss ich nicht den ganzen Tag hier verbringen. „Also im Moment nicht. Aber ich schlage Ihnen vor, Sie lassen Ihren Namen und Ihre Adresse hier, dann melde ich mich sobald etwas frei ist.“, antwortet er mir freundlich. „Danke, das mache ich gleich. Wo kann ich mich denn eintragen? Gibt es eine Liste oder ähnliches?“, versuche ich freundlich zu fragen. „Ja, ich hole sie kurz aus meinem Büro. Warten Sie eine Minute“. Zum Glück hat er mich nicht gebeten in sein schmandiges Büro einzutreten. Er dreht sich um, biegt nach rechts in den Backwarengang und ist verschwunden. Ich möchte ihm wegen seines lustigen Ganges hinter herschauen, gehe den gleichen Weg und biege auch ab, als mir plötzlich eine Tomate ins Gesicht fliegt, weil irgendein Volltrottel gegen mich gerempelt ist. Die Wucht ist so groß, dass nicht nur eine zweite Tomate an meinem Ohr vorbeigerauscht ist, sondern die Milch samt Einkaufskorb auf den Boden fällt. In Gedanken schreie ich: WAS IST HIER EIGENTLICH LOS? Ist heute Freitag der dreizehnte oder was? Ich komme mir seit dem Unfall sowieso schon vor, wie in einem Traum. Ich beeile mich, die Milch schnell aufzuheben, damit sie nicht vollständig ausläuft. „Das tut mir schrecklich Leid. Das war nicht meine Absicht.“, sagt ein Mann mit einer tiefen Stimme. „Schon gut. Ich bin ja auch Schuld“, sage ich, eigentlich mit ziemlich ironischem Unterton, komme hoch und gucke in blaue Augen. „Ich ersetze Ihnen die Milch sofort.

Und die Tomate... Moment, Sie haben da was im Gesicht:" Er wischt anscheinend Tomatensoße schnell von meiner Nase. Bin ich hier im Film? Ich bekomme Gänsehaut, doch wir werden unterbrochen, als der Geschäftsführer herbeieilt. „Jetzt hab ich sie endlich, die Liste, meine ich. Sie lag auch glatt in der letzten Schublade. Sie können sich jetzt für die Stelle hier eintragen.“, sagt der Chef des Ladens und sein Blick wandert nach unten auf dem Boden, wo sich schon eine Brühe aus weißem und rotem Etwas angesammelt hat. „Ja, ähm, uns ist da eben ein Missgeschick passiert. Und das mit der Liste hat sich schon erledigt.“ Ich hatte es mir gerade anders überlegt. Wie peinlich ist es denn, vor einem gut aussehenden Mann eine Stelle als Pennykassiererin anzustreben. „Wenn Sie meinen. Da habe ich jetzt drei Minuten meines kostbaren Lebens an Sie verschwendet und unsere Ware beschädigt.“ Was fällt dem ein? Meiner Meinung nach lautet das Motto hier: der Kunde ist König und nicht die Putze. „Nur zur Info, Sie haben bestimmt in den letzten drei Minuten mehr getan als in den letzten paar Stunden!“ „Was erlauben Sie sich eigentlich? Jetzt sammeln Sie erstmal ihre Sachen ein.“, entgegnet er mir entsetzt. Ich entscheide mich spontan dafür, einfach rauszugehen. Mit schnellen Schritten drehe ich mich in Richtung Ausgang um und lasse dreisterweise meinen Einkaufskorb und die beiden Männer stehen. Ich spüre die verdutzten Blicke in meinem Rücken. Ist ja nicht das erste Mal, dass ich einen Mann wegen meiner Art vielleicht ein kleines bisschen abschrecke.

Ich schubse die Ausgangstür so doll auf, wie der Vormann vor zehn Minuten es bei mir getan hatte und begeben mich in Richtung Parkplatz. Ein Wunder, dass es aufgehört hat mit diesem Unwetter. Bevor ich zu meinem Auto gelange, tapse ich noch in zwei Pfützen. Vor meinem Auto bleibe ich stehen, hole aus meiner Jackentasche meine Gauloise-Zigaretten heraus und zünde mir eine mit meinem Feuerzeug und einer etwas zitterigen Hand an. Obwohl ich meine Kopfschmerzen nur noch als heftiger empfinde, geht mein Puls langsam runter. Mit einem letzten tiefen Zug meiner Zigarette höre ich, wie plötzlich die Tür vom Supermarkt aufgestoßen wird und ... „Warten Sie noch. Fräulein, noch nicht einsteigen. Sie vergaßen etwas.“ Was will der denn? In der Hand hält er Milch, Brot, Fleisch und Tomaten. „D... Danke. Das war doch nicht nötig.“, sage ich, mit einem rot-werdenden Kopf. Vor mir angekommen hält er mir den

Einkaufskorb vor die Nase und zeigt mit seinem Kopf auf mein Auto. „Na los. Nehmen Sie es an. Es ist ein Geschenk von mir.“ Mit zögernder Hand, aber dankbar, nehme ich es an mich. So etwas ist mir ja noch nie passiert.

„Wohin führt Ihr Weg?“ „Wie, wohin führt mein Weg? Mein Weg führt nicht. Er war schon da als ich geboren bin, und den muss ich seit Jahren immer und immer wieder gehen, um nach Hause zu kommen.“ „Und wo befindet sich Ihr Heim? Ich fragte mich beim Anblick Ihrer rollenden Kutsche, ob Sie mich mitnehmen könnten.“ Ich lache innerlich und merke durch meinen weniger werdenden Blutdruck, dass er eine ziemlich beruhigende Stimme hat. Ruhig und gelassen mit einem Ton, der wie Musik klingt. „Das bedeutet, Sie wissen nicht, wohin ihr Weg führt? Ähm, ich meine, Sie haben keine Ahnung, wo Sie hin wollen, hab ich das richtig verstanden? Warum denn? Sind Sie, na ja, obdachlos?“, frage ich, nicht wissend, ob ich ihn damit persönlich angreife. „Gütiger Gott, so würde ich mich nicht bezeichnen. Ich bin geflüchtet aus meinem Elternhaus. Mein Leben dort war langweiliger als es nicht sein kann. Meine Mutter, eine Bäuerin, sagte mir oft, dass ich zu nichts taue. Also habe ich beschlossen, mich mit meinem kleinen Akkordeon auf Reisen zu begeben und mein Glück zu machen.“ Mit erhobener Stimme fährt er fort: „Ich spüre einen unbändigen Freiheitsdrang in mir und möchte reisen, um Abenteuer zu erleben, neue Bekanntschaften und Lieben zu treffen, um mich spirituell weiter zu entwickeln und neues zu entdecken. Komme was wolle! Und nun bin ich hier. Vor Ihnen, meine gnädigste Frau. Sie sind ein wunderschönes Weib. Das sagen bestimmt viele Herren hier.“ Der geht aber ran. Was schwafelt er da eigentlich rum? Ist das eine neue Form des Flirtens oder einfach nur Humor? Wenigstens werde ich den Eindruck nicht los, dass er klug zu sein scheint, obwohl er ja eher aus der mittleren Unterschicht stammt. Ein Junge vom Land, hier in der Stadt. Obwohl, hab ich nicht heute selbst darüber nachgedacht, auch wieder zu reisen? Wie das früher einmal war, fremde Kulturen zu entdecken? Unsinn, ich schweife ab und merke langsam Fernweh in mir hochkommen. Mein Leben ist hier und jetzt und ich hatte genug Zeit zum reisen und spontan zu sein... Oder?

Nach einer Minute des Schweigens ergreife ich endlich wieder das Wort, obwohl ich noch ewig in seine Augen gucken könnte. Sie haben die Farbe des

klarblauen Karibik- Meeres, das ruhig vor sich hin rauscht. „Wissen Sie was? Ich nehme Sie gerne mit. Wie heißen Sie eigentlich?“ „Das wollen Sie bestimmt nicht wissen. Können Sie sich vorstellen, dass mich meine Mutter Taug ... ach, der Name ist doch unwichtig. Lassen wir das Austauschen unserer Namen, einverstanden?“ Interessant. So haben wir voreinander ein kleines Geheimnis. Das Spiel spiele ich mit. „Einverstanden. Aber duzen können wir uns wenigstens.“, sage ich, eigentlich erstaunt von mir selber, da dies nicht meine Art ist, jemanden zu duzen wie einen Freund, den ich seid ungefähr dreizehn Minuten kenne. Aber na gut, heute lasse ich einfach mal alles auf mich zukommen.

„Also mein Herr, steigen Sie doch ein, in meine rollende Kutsche“, sage ich mit einem Augenzwinkern. Doch er guckt etwas verwirrt, öffnet die Tür zögernd und steigt, nachdem ich eingestiegen bin, auch ein. „Danke.“, sagt er. „Bitte.“, sage ich, jetzt auch verwirrt, denn nach ein paar Sekunden warten hat er seine Tür immer noch nicht geschlossen. Zur Demonstration öffne ich meine und schließe sie wieder, um ihm klar zu machen: DAS DING MUSS ZU SEIN!! „Ähm, können Sie, ich meine du, die Tür... zumachen?! Das wäre super freundlich, weil du sonst bei der Fahrt wegfliegen könntest, weißt du?“ Der lebt ja in einer vollkommen anderen Welt. Wie ist er eigentlich hierher gekommen? Mit einer rollenden Kutsche? Was soll's, er ist ein klug und gut aussehender Mann, den ich jetzt freundlicher weise auf seiner Reise ein Stück begleite, damit er sich spirituell weiterentwickeln kann. Verrückt.

„Also, wo willst du jetzt hin?“, frage ich ihn. „Wo immer du auch willst. Du lebst doch hier. Zeig mir doch etwas von deiner Stadt.“ Mal kurz überlegen. Hab ich Zeit? Ja. Kenn ich meine Stadt? Ja. Gibt es hier was zu zeigen? Nein. Das sind ja gute Aussichten, doch ohne nachzudenken sage ich schon laut: „Was hältst du davon, wenn ich jetzt meine sieben Sachen packe und dich ein Stück auf deinem Weg begleite? Ich wollte sowieso schon seit einem halben Jahr meine Tante besuchen, die in Aschaffenburg wohnt. Das ist in Hessen, in der Nähe von Frankfurt und sie hat eine super Sicht auf den Main. Wie klingt das?“, sage ich jetzt voller Erwartungen. „Wie du wünschst. Ich sagte ja schon, ein bestimmtes Ziel habe ich nicht vor Augen. Also nehme ich dein Angebot mit großer Freude an.“ „Das ist ja super. Ich fahre kurz nach Hause. Ein paar

Sachen muss ich ja auch mitnehmen und rufe meine Tante an... Obwohl, eine kleine Überraschungsaktion kann sie ja vertragen.“

Auf der Fahrt zu meiner Tante, das Gepäck wohl verstaut im Kofferraum, vergeht die Zeit wie im Flug. Er erzählt mir von seiner unbeschwerten Kindheit, ich ihm von meiner. Und ich stelle fest, dass ich genau das machen konnte, was er als Kind nicht erleben konnte. Nämlich das Reisen. Auch wenn man als Kind fremde Länder anders wahrnimmt als ein Erwachsener, bin ich an den schönen Erlebnissen, die ich erleben konnte, bestimmt gewachsen. In der Hinsicht muss ich wohl zugeben, dass ich ein verdammt gutes Leben hatte. Trotzdem hatte er, der unbekannte, nette Mann neben mir, auch etwas, wovon ich hin und wieder geträumt hatte: Ein richtiges Zuhause, wo man sich wohlfühlen kann. Wo man weiß, man muss es nicht sofort wieder verlassen. Das fehlte mir. Und jetzt ertappe ich mich wieder beim Reisen, trotz meiner Sehnsucht nach Geborgenheit. Ich hatte mir in meiner kleinen Wohnung fest vorgenommen, erst dort zu bleiben, um mich einzuleben, mich einzurichten und mit kleinen Nebenjobs Geld zu sparen. Aber gut, dieses Leben war wohl so nicht für mich geplant. Das Schicksal wollte, dass ich ihn treffe. Den Mann an meiner Seite... Was rede ich da eigentlich? Der Mann an meiner Seite! Vollkommener Unsinn. Ich fahre zu meiner Tante und ich habe ihn eben netterweise mitgenommen. Trotzdem kann ich meine Augen nicht von ihm lassen, obwohl der Verkehr eigentlich Priorität hat.

„Hast du Kinder?“, sagt er und unterbricht meinen Gedankenfluss. „Ich? In meinem Alter? Nein, Kinder möchte ich erst mit 30 kriegen. Mein Leben soll jetzt noch nicht enden.“, antworte ich, selbst über meine unverschämte Antwort überrascht. „Aber mit Kindern endet dein Leben doch nicht, sondern fängt gerade erst an. Weißt du nicht, dass das ein wundervolles Geschenk Gottes ist, Kinder zu bekommen, sie großziehen zu können und mit ihnen zu wachsen?“, sagt er und guckt mich an. Ich erwidere seinen Blick jedoch nicht. Irgendwie ist es gerade unangenehm, in seine Augen zu gucken. Denn er hat so recht, und ich habe so unrecht. Trotzdem versuche ich, eine Begründung abzuliefern: „Erstens glaube ich nicht an Gott, und zweitens bin ich noch nicht bereit, Verantwortung für ein kleines Wesen zu tragen.“ Anstatt darauf einzugehen, nimmt er seine Art Koffer auf seinen Schoß, macht ihn auf und ich sehe ein

kleines, glänzendes Akkordeon zum Vorschein kommen. Er nimmt es in beide Hände und fängt an mit einem Lächeln im Gesicht zu musizieren und dabei laut zu singen. Ich bin peinlich berührt, da ich so eine Situation nicht kenne, doch lausche gespannt zu:

*»Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.*

*Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen
Von Sorgen, Last und Not um Brot.*

*Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehle und frischer Brust?*

*Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best bestellt! «*

(„Aus dem Leben eines Taugenichts“, Joseph von Eichendorff, Kapitel I)

Er spielt bis es vollkommen dunkel draußen ist und die Gegend immer verlassenere wird. Mit einem letzten Ton höre ich nach kurzer Zeit nur noch seinen gleichmäßigen Atem, der mich auch zum Schlafen verführt. Ich halte bei der nächsten Gelegenheit auf einem verlassenem Parkplatz an. Bevor ich meine Augen schließe, beobachte ich ihn noch ein Weilchen, den Namelosen, bis ich beim Gedanken, dass wir uns eigentlich perfekt ergänzen könnten, nun auch endlich einschlafe.

Als ich aufwache, sehe ich nur blau. Ich weiß kurz nicht, wo ich bin, bis ich bemerke, dass das nicht mein Gehirnzustand, sondern nur der Himmel über mir ist. Mein Gesicht und auch der Rest meines Körpers ist durchtränkt. Ich fühle mich unwohl und mein Kopf brummt so laut, dass ich meinen Gedanken kaum höre. Mit Kopfschmerzen stehe ich mühevoll auf. Um mich herum kein Mensch. Was sind das für Bastarde, die einer jungen Dame nicht einmal helfen? In was für einer Welt lebe ich eigentlich?

Ich betrete mit brummendem Schädel den Supermarkt und nehme meine Einkaufsliste heraus: Milch, Brot, Fleisch und Tomaten. Ich versuche, das eben Passierte einfach zu vergessen und sammle mich kurz.

Das Einkaufen müsste eigentlich ziemlich schnell gehen, dann kann ich auch gleich wirklich fragen, ob es hier eine Arbeit zu vergeben gibt.

Ich schweife in Gedanken ab und begeben mich in alte Erinnerungen an das Reisen, damals mit meiner Mutter, während ich weiter durch den Supermarkt schlendere.

So, hier ist die Milch. Fleisch hab ich auch schon, mir fehlen nur noch die Tomaten und das Brot. Und rein damit in den Einkaufskorb. Fertig.

„Tschuldigung, wo finde ich hier den Geschäftsleiter?“, frage ich, immer noch ziemlich genervt wegen des kleinen Unfalls. „Tut mir Leid, kommt spät zur Arbeit. Am besten kommen in einer Stunde wieder. Wegen Unwetters Unfall auf der Autobahn und jetzt Stau.“, sagt mir eine ältere Frau, die wohl eine ausländische Putzfrau ist. „O.K., Dankeschön. Dann komme ich später wieder.“

Ich begeben mich mit meinen Sachen zur Kasse. In der Schlange vor mir steht, soweit ich es von hinten beurteilen kann, ein recht gut aussehender Mann. Er hat eine Art Koffer in der Hand. Was da wohl drin ist? Als er an der Reihe ist, lächelt er mir mit seinen blauen Augen kurz zu und bezahlt. Raus ist er. Ich packe meine Sachen nun auch in meine Tasche, bezahle und gehe hinaus. Der Mann ist verschwunden und ich bemerke, dass meine Kopfschmerzen verschwunden sind. Auf dem Weg zu meiner kleinen Wohnung muss ich noch oft an den geheimnisvollen Mann denken und werde den Gedanken nicht los, dass ich diesen Unbekannten doch kenne...

Der moderne Taugenichts

Felix kehrte nach einer schönen und gelungenen Abschlussfeier seiner Schulzeit ermüdet aber beglückt in sein Elternhaus zurück. Es war schon früh am Morgen, doch er stand noch unter dem Eindruck dieses denkwürdigen Ereignisses, das zugleich einen Abschied und Neuanfang eines Lebensabschnittes für ihn darstellte. Sollte er nun schon seine Koffer packen oder doch noch am Heimatort verweilen? In dieser immer kurzlebiger und hektischer werdenden Zeit ist Abwarten, Nachdenken oder spontanes Agieren vielleicht auch nicht verkehrt. Felix setzte sich träumend in sich gekehrt auf sein Bett. Die Gedanken kreisten wieder und wieder um die berauschend gelungene Abschlussfeier. Zwei seiner Freunde hatten schon die Zusage für eine Hochschule und drei weitere ihre Einberufung erhalten. Dieses kam ihnen nicht ungelegen, denn man hatte ihnen versichert, eine Karriere bei der Bundeswehr sei gesichert und abwechslungsreich. Andere machten ein soziales Jahr oder besaßen den Flugschein für einen Abwechslung und Abenteuer versprechenden Auslandsaustausch. „Was wird wohl aus mir“, dachte sich Felix. Bis jetzt hatte er sich noch keine abschließenden Gedanken um seine Zukunft machen wollen. „Habe ich es verstanden meine Schulzeit erfolgreich zu beenden, wird es mir in allen anderen Lebenslagen auch gelingen!“ So schob er diese unangenehmen Überlegungen vor sich her. Warum also sich übermäßig hetzen und eilen, liegt doch noch das ganze Leben vor ihm. Zufrieden mit sich und der Welt fiel Felix in einen tiefen erholsamen Schlaf.

Ausschlafen können ist etwas Wunderbares. Am nächsten Vormittag setzte sich Felix gemütlich an den reichhaltig gedeckten, schmackhaften Frühstückstisch, um die zahlreichen Berufsausbildungsmöglichkeiten noch einmal zu sichten. Zeitweilig interessierte er sich für handwerkliche Berufe, dann wieder für kaufmännische Laufbahnen oder für soziale Institutionen. Bei der Vorstellung sein ganzes Leben nach der Uhr zu verbringen, schauderte es ihm. Künstlerische, gestaltende, fantasievolle Berufe oder Umweltausbildungen an

wechselnden und interessanten Orten lockten mit einem freien, abwechslungsreichen und individuellen, selbstbestimmten Arbeitsrhythmus.

Wie gerne hielt er doch ein Schwätzchen, ließ sich neue Mobiltelefone oder Automobile erklären, spazierte mit seinem Hund durch Parks und Straßen und genoss den von Grazie, Leichtigkeit und Unbeschwertheit erfüllten Tanz der Schmetterlinge in der Abendsonne - die Naturschönheit des Augenblicks überwältigte ihn stets aufs Neue. Ins Träumen versunken, strahlten seine Augen, bei der Vorstellung die Welt zu bereisen und neue Menschen und Sehenswürdigkeiten kennen lernen zu dürfen.

„Du hast nun deinen Schulabschluss und solltest langsam wissen, wie es weiter geht!“, drängte seine Mutter. „Sieh nur, wie viel Vater und ich uns abmühen und arbeiten. Nun ist es an der Zeit, dass auch aus dir etwas Sinnvolles wird.“ Er war innerlich empört, hatte er doch so viele Talente; wie sich also entscheiden? Gutding sollte Weile haben. Um einer weiteren unangenehmen Diskussion aus dem Wege zu gehen, trat er vor die Tür, piff seinen treuen Hund und brach zu einem ausgedehnten, befreienden Spaziergang auf. „Wie wird es wohl Markus ergehen, der sich schon auf dem Weg zur Nebentätigkeit befindet?“ Felix griff in die Hosentasche, um einen schmackhaften Hundekuchen für seinen Hund Merlin bereitzulegen. Merlin war ein Meister im Hundekuchenfangen. Während Felix Merlin die Hundekuchen zuwarf, reifte in ihm der Wunsch, sein Leben nun endlich selber in die Hand zu nehmen.

Er hatte sich entschlossen, etwas ganz Besonderes zu machen, etwas, wovon andere nur träumen konnten.

Auf dem Spaziergang kam er an einem kleinen Ausflugslokal vorbei, in dessen Aushang ihm ein Gesuch auffiel. –„Hier kannst du dich arbeitstechnisch frei entfalten! Hast du Lust? Dann bist du bei uns willkommen.“ - „Eine lustige Idee“, dachte sich Felix und beobachtete derweil ein Sperlingspärchen, das sich mit einem anderen Paar um einen harten Brotrest zankte. Es ist so ein herrlich

schöner Tag und doch ist er für die Sperlinge eine Herausforderung. Von Merlin aufgeschreckt flogen sie in den Pflaumenbaum davon, um dort weiter zu streiten. Vielleicht sollte ich meine Lebenslaufbahn hier beginnen und auch lernen, für mich selbst zu sorgen. Habe ich doch so viele Talente und aufgeschoben ist nicht aufgehoben für die Auswahl der Berufslaufbahn. Wie schön, dass er seine Schulzeit abgeschlossen hatte. Die Welt stehe ihm nun offen und warte auf Entdeckung. Was spielen da Stunden, Tage oder Wochen für eine Rolle.

Am Bahnhof traf er einen Freund, der im Begriff war, die Berufsberatung aufzusuchen und einen nicht sonderlich begeisterten Eindruck machte. Von Felix guter Laune angesteckt beschloss er seinen Termin auf morgen zu verschieben und gemeinsam durchwanderten sie gemächlichen Schrittes den zum Verweilen und Müßiggang einladenden Jenischpark, bis sie zu den Elbe-Auen gelangten, an dessen Ufersaum eine Entenmutter mit ihren Jungen nach Nahrung suchte. Ist es nicht wunderschön erfrischend erbaulich, fast wie Urlaub? So ein reges, geschäftiges Treiben auf der Elbe gibt es nicht jeden Tag. Die Stapeltechnik der Containerschiffe erregte ihre Aufmerksamkeit und förderte ihre Fantasie. Euphorisch philosophierten sie über den Inhalt der zahlreichen, aus aller Welt stammenden Container. „An wen werden die Container wohl ausgeliefert? Wer ist ihr Empfänger?“

Währenddessen trug der Wind die Musikfetzen eines Kreuzfahrtschiffes an ihre Ohren. Sie stellten sich die Frage, ob sie ein Kreuzfahrtschiff auch als Gäste oder nur als Dienstpersonal besuchen werden. „Eigentlich kann ich doch zufrieden sein! Geld allein macht nicht glücklich.“, dachte sich Felix. Das Wellenplätschern machte Felix hungrig und er trat den Heimweg an. Er verabschiedete sich von seinem Freund, der nach einem Blick auf die Uhr erfreut feststellte, dass er es noch durch Beeilen schaffen könnte, sich für eine Ferientätigkeit an der Kasse eines Warenhauses vorzustellen.

Im Hause angekommen empfing ihn seine Mutter, halb lachend halb zornig. „Du wirst wohl nie erwachsen! Wolltest du nicht dein Leben in die Hand nehmen? Du hast den Tag schon wieder nicht genutzt!“ Nach einem

ausgedehnten, schmackhaften Essen wollte er unangenehme Fragen vermeiden und trat vor die Tür. Die Ereignisse des Tages gingen ihm durch den Kopf und die Neugier, sich bei dem Ausflugslokal vorzustellen siegte. Erwartungsfroh begab er sich auf den Weg.

Von weitem winkte schon der Gastwirt und rief ihm zu: „Beeil dich, du bist ja schon an deinem ersten Tag zu spät.“, und Felix bekam eine Schürze in die Hand gedrückt. Eh er sich versah, war der Wirt schon wieder verschwunden. So kam Felix zu seiner Arbeit am Tresen, wie eine Jungfrau zum Kinde. Er glaubte es jedenfalls, aber bereits nach zwei Stunden bemerkte er, wie seine Beine ermüdeten. Das Laufen von Tisch zu Tisch, vom Tresen in die Küche und wieder in die Wirtsstube zurück war für seine verwöhnten Beine zu ungewohnt. Wie hatte er es doch früher immer genossen, nach der Schule gemütlich den Hund auszuführen, ohne sich dabei anstrengen und unter Druck setzen zu müssen. Jetzt war alles anders. Abends kam der Wirt auf ihn zu und meinte noch, er hätte Felix ganz anders in Erinnerung, viel umsichtiger. Aber die Gäste hätten wenigstens ihre Freude gehabt, dem Spaßvogel Felix bei der Arbeit zuzusehen. Seine gute Laune und freundliches Wesen seien ansteckend, meinte der Wirt. Als er nun feststellte, dass er Felix bei der Einstellung mit einem anderen verwechselt hatte, bot ihm der Wirt an, in seinem Gasthaus als Künstler aufzutreten und weiterhin für gute Stimmung unter den Gästen zu sorgen. Schnell wurden sie sich einig. Dreimal in der Woche solle Felix nun als Unterhaltungskünstler auftreten. Diese Rolle als Spaßmacher gefiel Felix zunächst. Er konnte nach Lust und Laune die Gäste auf den Arm nehmen und seiner Fantasie freien Lauf lassen.

Nach drei Wochen fing Felix jedoch an, sich nach dem Sinn seiner Arbeit zu fragen. Vereinzelt überfielen ihn Zweifel. Er hatte das Gefühl, er könne die Gäste doch nicht so mit seinem feinsinnigen Humor erreichen, wie er es sich vorstellte. Der Reiz des neuartigen Betätigungsfeldes verflüchtigte sich und die Zänkereien der Spatzen interessierten ihn nur noch selten, wenn er ihnen von den abgeräumten Tischen Brotkrumen zuwarf. „Ihr seid frei und könntet davonfliegen und doch kehrt ihr immer wieder zu mir zurück. Warum

erkundet ihr nicht andere Orte?“ Verständnislos blinzelte ihn die Sperlingshorde an und flog wie üblich, sobald es nichts mehr zu verteilen gab, davon. „Sollte es mir wohl auch so ergehen? Habe ich doch noch so viele Ideen und Wünsche“. Er setzte sich auf einen Mauervorsprung des Gartenlokals, ließ sich in die angrenzende Wiese fallen und begann Wolkenbilder zu erkunden. So lag er für eine Weile glücklich, hing seinen Gedanken nach und erinnerte sich an seine Schulabschlussfeier. Unbemerkt gesellte sich sein Hund zu ihm, machte eine Rolle um die zu erwartende Leckerei zu fangen. Geschickt wie ein Zirkushund schnappte er nach dem Hundekuchen und beide traten vergnügt den Heimweg an.

Eigentlich wollte er die ihn zunehmend langweilende Tätigkeit schon aufgeben, da fügte es sich an einem Abend, dass er einen Gast traf, der ihn ansprach, ob er sich eine Tätigkeit als Unterhaltungskünstler in seinem Wanderzirkus vorstellen könne. Felix dachte, der Sommer sei noch lang und warum solle er sich nicht auf eine neue Arbeit einlassen, hatte er doch so viele Talente. So willigte er schließlich bereitwillig ein und packte seinen Koffer. Felix Eltern ließen ihn nach einer langen ermahnenenden Diskussion gehen, dass er am Ende des Sommers wieder heimkehre, um ihnen seine Berufsvorstellungen mitzuteilen. Insgeheim erhofften sie sich, in der Zukunft einen durch die Lebenserfahrung geläuterten Sohn vorzufinden.

Erwartungsfroh, zusammen mit seinem Hund Merlin machte er sich auf den Weg und sang guten Mutes:

*„Wohl auf in Gottes schöne Welt,
lebe wohl ade,
die Luft ist blau und grün das Feld,
lebe wohl ade.“*

Merlin hüpfte freudig neben ihm her und wedelte eifrig mit seinem Schwanz. Nach einer Weile erreichten sie eine Anhöhe, hinter der das Zirkuszelt zu sehen war und geschäftiges Treiben herrschte.

Der Zirkusdirektor begrüßte Felix und teilte ihm einen Zirkuswagen zu. Am nächsten Tage machte sich der kleine Wanderzirkus auf den Weg in ein neues, in der Heide liegendes, Städtchen. Dort angekommen übte er verschiedene fantasievolle Kunststücke mit Merlin ein. Die dortige Landschaft mit ihren freien Heideflächen und tiefen Wäldern, erfreute seine Seele. „Die Natur selbst malt die schönsten Bilder“, dachte Felix bei sich. Aus der Ferne beobachtete er einen zufriedenen alten Schäfer mit seiner Herde. Im Einklang mit der Natur herrschte über allem ein unbeschreiblicher Friede, Schönheit und Harmonie.

*„Es schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.“*

Berauscht von der Einfachheit des Landlebens, genoss er Tag für Tag die immer wiederkehrenden Bilder von der Heidelandschaft und die des Schäfers mit seiner umherziehenden Herde. Zum Glücklichein bedarf es nur weniger Dinge. Für diesen Blick erklimm er gerne jeden Tag eine kleine Anhöhe und rastete unter einem alten Holunderbaum, bevor er sich zufrieden mit seinem Hund auf den Heimweg begab. Bald waren Felix und sein Hund die Attraktion der Manege. So reiste Felix von Ort zu Ort und erfreute sich jeden Tag aufs Neue an der Zirkuswelt. Euphorisch sang er:

*„Schön ist die Welt, drum Brüder lasst uns Reisen
wohl in die weite Welt, wohl in die weite Welt.“*

Jeden Tag erwartete ihn ein neues Abenteuer, eine neue Erfahrung hinter jeder Wegbiegung. Die Landschaften wechselten ebenso wie die Menschen im Publikum. Felix war durch die erlebte Freiheit erfüllt von unbeschwertem Glück. Während der Fahrt, sang er laut mit den anderen Fahrensleuten und klatschte dazu voll Freude in seine Hände,

„Lustig ist das Zirkusleben, faria faria ho,

brauchst nicht zu sehr nach Arbeit streben, faria faria ho.

Such nicht lange nach Scherz und Freud,

lustig sind die Zirkusleut, faria faria ho.

Lustig ist es im grünen Wald,

wo des Zirkus Aufenthalt, faria faria ho.“

Eines Tages gastierte der Zirkus in einem kleinen Dorf. Hier waren die Abendvorstellungen nicht sehr gut besucht und die Besucheranzahl blieb überschaubar. Ein bezauberndes Mädchen, in ein luftiges, kornblumenblaues Sommerkleid gehüllt, saß in der ersten Reihe und war von Merlins meisterhaft dargebotenen Kunststücken begeistert.

Nach der Vorstellung sprach sie Felix an, wie er es geschafft habe, Merlin solche hervorragenden Kunststücke beizubringen. Felix begann verlegen von seinen kleinen Tricks in der Erziehung von Merlin zu berichten. Vom ersten Augenblick an spürte Felix eine ihm bis dahin unbekanntes Vertrautheit und er suchte die Nähe des jungen Mädchens. „Darf ich meinen Hund vorstellen, er heißt Merlin.“ „Mein Name ist Elisabeth“, antwortete das Mädchen im blauen Sommerkleid. „Wenn du Lust hast, kannst du mir in der Erziehung meines Hundes helfen“, schlug sie vor und Felix willigte bereitwillig ein.

In der Abenddämmerung in der Nähe des Gartens von Elisabeth trafen sich die beiden in einem Kornblumenfeld, um ihrem Hund ein paar Kunststücke beizubringen. Die Zeit wurde ihnen nicht lang und so übten sie glücklich bis in die späte sternklare Nacht. Felix hatte die Zeit ganz vergessen, doch als er bemerkte, dass es schon tiefdunkel geworden war, verabschiedete er sich, verabredete sich mit Elisabeth für den nächsten Tag und machte sich glücklich auf den Weg zu seinem bunten Zirkuswagen. Am darauf folgenden Tag erwachte Felix schon in der Frühe, vor dem ersten Hahnenschrei. Es wurde ihm weh ums Herz, bei der Vorstellung dieses hübsche Mädchen bald wieder verlassen zu müssen. Erstmals empfand er keine Freude, mit dem Zirkus weiterfahren zu müssen. „Ich bliebe gerne länger an diesem Ort. Es schläft ein Lied in allen Dingen.“

Er erinnerte sich seiner Eltern, die ihm rieten, endlich sein Leben eigenständig zu gestalten. Langsam dämmerte ihm, dass es so mit ihm auf Dauer nicht

weitergehen könne. Innerlich zerrissen stellte er fest, einerseits sei Elisabeth ein hübsches, nettes Mädchen, andererseits müsse er eigentlich mit dem Zirkus weiterfahren. Er beschloss Elisabeth zur Abendzeit aufzusuchen, um ihr seine Überlegungen mitzuteilen.

Der Tag wollte und wollte nicht vergehen. Er trat vor den Zirkuswagen, pfiff seinen Hund zu einem ausgedehnten entspannenden Spaziergang, bei dem er im Vorübergehen einen Wiesenblumenstrauß mit frisch erblühten Kornblumen pflückte. Seine Sehnsucht und Ungeduld wuchsen.

Endlich wurde es Abend und seine letzte Zirkusvorstellung war beendet. Als er in der sternklaren Nacht vor das Zirkuszelt trat, erwartete Elisabeth ihn bereits freudig. Er überreichte ihr lächelnd das für sie zuvor gepflückte Sträußchen. Dankend nahm sie es entgegen, schmückte damit ihren Strohhut und schlug vor, einen nahe gelegenen Bach aufzusuchen und dort zu verweilen.

Gemeinsam saßen sie nun am Ufersaum und lauschten dem Plätschern des Baches. Felix begann Steinchen in den Bach zu werfen. Er mochte seine Gedanken nicht ansprechen; er fühlte sich unwohl. Doch dann schaute er in das vom Mondlicht beschienene Wasser, das Licht spiegelte sich in den Wellen und er fasste all seinen Mut zusammen. Er sprach über sein bisheriges Leben, seine Träume, seine Unentschlossenheit, die Abneigung vor festen Strukturen, die ihn dazu veranlasst hatten, dieses vagabundierende Leben zu beginnen. Elisabeth hörte ihm mit offenen Ohren zu, schaute ihn manchmal fragend, manchmal eindringlich an und kommentierte seine Erzählung zunächst sehr zurückhaltend. Doch dann rutschte ihm eine Bemerkung heraus, und im gleichen Moment hätte er sich am liebsten auf die Zunge gebissen. Er sprach von Gefühlen, die er gegenüber Elisabeth entwickelt hatte, trotz der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft. Zu seiner Überraschung erschrak Elisabeth nicht, sondern reagierte mit einem tiefen Blick in seine Augen. An diesem Abend blieben die beiden noch lange zusammen.

Als Felix am nächsten Morgen aufwachte, ging ihm sogleich die vorherige Mondnacht durch den Kopf und er beschloss, seinem bisherigen Leben eine neue Wendung zu geben und es zu ändern. Die Begegnung mit Elisabeth hatte

sein Leben, seine Gefühlswelt und deren Empfindungen vollkommen verändert. Zum ersten Mal spürte er den Willen, ein konkretes Ziel zu verfolgen. Er passte die nächste Gelegenheit ab, den Zirkusdirektor zu sprechen und berichtete ihm von den eindrucklichen Erlebnissen der vergangenen Tage. Der Zirkusdirektor wiegte seinen Kopf. Eigentlich war er traurig, nach so kurzer Zeit Felix und den begabten Merlin wieder zu verlieren, aber er hatte Verständnis für diesen jungen Mann, welcher ihn an seine Jugend erinnerte. Er kannte Elisabeth und ihre Eltern von früheren Auftritten und Aufenthalten. Sie war die einzige Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes, welcher sich vor mehreren Jahren mit seiner Familie in das kleine Dorf zurückgezogen hatte. Er hoffte sein durch die Uhr bestimmtes Arbeitsleben so zu entschleunigen und den Blick für die Schönheit der Natur und des Lebens zu bewahren. Elisabeth würde gut zu Felix passen und sie hatte eine Zielstrebigkeit, die sie offenkundig auch auf Felix übertragen konnte. Felix seinerseits hatte so ein freundliches, Menschen für sich einnehmendes Wesen, dass Elisabeth immer wieder gerne seine Nähe suchte. Der Zirkusdirektor führte eine lange Unterhaltung mit Felix, in der sie übereinkamen, das Engagement vorzeitig aufzulösen. Überglücklich packte Felix seinen Koffer, nahm Merlin an die Leine und verließ, nicht ohne sich von allen lieb gewordenen Artisten zu verabschieden, den kleinen Wanderzirkus. Mit seinem treuen Hund Merlin an seiner Seite und einem Glücksgefühl begann er leise ein Lied anzustimmen und die Zeit wurde ihm nicht lang.

*„Das Lieben bringt groß Freud,
es wissen alle Leut
weis mir ein schönes Schätzelein
mit zwei schwarzbraunen Äugelein,
die mir mein Herz erfreut“*

Nur wenig später stand er vor dem Anwesen Elisabeths Eltern. Eine lange Schatten spendende Lindenallee säumte die Auffahrt. Freundlich fand er Aufnahme durch ihre nette Mutter, die ihn am Tor empfing. Am Abend stellte Elisabeth Felix auch ihrem Vater vor. Mit seiner gewinnenden Art und

freundlichem Wesen konnte Felix auch Elisabeths Vater für sich einnehmen. Interessiert verfolgte er Felix Erzählungen und Reiseberichte und begann sogleich aus seiner Jugend zu berichten, wie er zahlreiche Länder und Kontinente bereiste, bis er Elisabeths Mutter traf und sesshaft wurde.

Am darauf folgenden Morgen jedoch beschlossen Elisabeth und Felix, in dessen Heimatstadt aufzubrechen. Felix wollte seine Eltern mit dieser Wendung seines Lebens überraschen. Er, der in den Tag lebende Taugenichts der letzten Jahre, dem die Eltern Scheitern im Leben prophezeiten, würde es nun seinen Eltern zeigen. Sein Leben hatte eine Perspektive erhalten und er war entschlossen, sie zu nutzen und seine Talente weiter zu entfalten. Mit Elisabeth an seiner Seite war er guten Mutes.

Felix machte sich nun auf eine weite Reise, mit Elisabeth und seinem Hund Merlin an seiner Seite. Sie reisten gen Süden auf der Landstraße und die Luft war mild und man konnte den Duft der Blumen und der Natur wahrnehmen. Unterwegs trafen sie einen alten Mann, der am Rande der Landstraße auf einer Bank saß, und den vorbeifahrenden Automobilen zusah. Als er die beiden Verliebten kommen sah, klatschte er in die Hände und sagte: „Nein, so was gibt's noch? Zwei junge Menschen, die zu Fuß durch die Lande reisen, und nicht die hektische Lebensweise der anderen annehmen!“ Auf die Frage, wohin sie reisen würden, antwortete Felix nur: „Dorthin, wo wir die Sonne auf unser Haupt scheinen lassen können und die Liebe uns für immer verbindet.“

Sie führten ihre lange Reise fort und zogen spät abends in Paris ein. Am Eiffelturm trafen sie einen Freund aus Felix Schulzeit, der als Leiter einer anerkannten französischen Bank gearbeitet hatte, der diese Arbeit aufgrund eines Rückschlags, des Stresses und des vielen Malochens jedoch schon früh aufgeben musste. Dieser bereute nun, nicht einen ähnlichen Weg wie Felix eingeschlagen zu haben. Auf die Frage hin, was Felix aus seinem Leben machte, antwortete er nur, dass er jetzt wisse, seine Talente geschickt zu entfalten.

Und nach einigen Tagen in Paris, die sie mit viel Tanz und Gesang verbrachten, reisten sie weiter, immer weiter gen Süden, soweit, dass sie ihren Weg zwischen

den blauviolettten Lavendelfeldern zu verlieren schienen. Sie aßen Weintrauben, genossen das Leben, die frische Luft und den Duft des wunderschönen Lavendels. Als es dunkel wurde, und der Mond hinter den Pinienwäldern aufstieg, legten sie sich schlafen. Sie fielen in einen tiefen ausgedehnten Schlaf und wurden erst am nächsten Morgen von Pferdegetrappel geweckt. Ein Mann, der mit seiner Kutsche vorbeifuhr, lud sie ein, mit ihm zu kommen, und sie fuhren auf ein großes Anwesen.

Sie passierten den Eingang, ein großes, geschmücktes Tor und befanden sich vor einem alten, provenzalischen Haus mit Fensterläden aus Holz und einer großen Tür. Der Hof und die übrigen Gebäude mit samt des Brunnens erinnerten an eine spanische Hazienda und überall wuchsen bunte, fremdartige, wohlduftende, wunderschöne Blumen. Im Garten davor speiste eine Gesellschaft in einem Festzelt und man lud Felix und Elisabeth ein, sich dazu zu gesellen. Felix begeisterte die Gesellschaft mit den Kunststücken seines Hundes.

Am Nachmittag verließen er und Elisabeth diese freundlichen Leute und sie begaben sich weiter auf ihre Reise in die ungewisse Ferne. Von Marseille aus fuhren sie mit dem Schiff nach Algier. Sie durchquerten nun die engen Gassen der weißen Stadt am blauen Meer und von den unzähligen Türmen hörten sie Rufe in einer fremden Sprache, die sie nicht zu verstehen vermochten. In einer der Gassen trafen sie einen Händler, der Elisabeth ein Medaillon schenkte auf dem in blauem Kristall zu lesen war:

„Nutze das Leben, denn du besitzt nur eins.“

Wenig später standen sie auf einem der Hügel am Rande der Stadt, blickten auf das blaue Meer und sahen die kleinen Schiffchen am Horizont verschwinden. Elisabeth legte ihren Arm um Felix, küsste ihn auf die Wange und sagte: „Würde es dich nicht reizen, in Erfahrung zu bringen, was dort hinter dem Horizont für Geheimnisvolles und Verborgenes auf uns wartet?“ Und sie blickten hinunter auf die verstopften Straßen der Stadt, die voll von Automobilen und Leuten waren. Man konnte erkennen, dass kein

Durchkommen mehr möglich war, und die Leute schimpften lauthals durch die Gegend. Von dem Hügel aus erschien ihnen alles so unglaublich klein zu sein, was sich dort unten in der Stadt abspielte und Felix bemerkte ganz beiläufig: „Sie leben in ihrer eigenen Welt, die ihnen nicht erlaubt, über den Horizont hinauszublicken.“ Und Elisabeth antwortete: „Komm mein Liebster, wir wollen weiterziehen und alles Geheimnisvolle und Verborgene dieser Welt entdecken.“

Am blauen Meer angekommen, bauten sie sich ein großes Floß aus am Strand herumliegenden Brettern und sie fuhren damit los aufs weite grenzenlose Meer hinaus. Als am Abend die rote Sonne in tiefen Purpur überging, und am Horizont langsam erlosch, umarmten sich die beiden jungen Leute innig und beobachteten so den Sonnenuntergang. Als sie aus dem Wasser heraus eine fremdartige Melodie erklingen hörten, gähnte Elisabeth und sagte: „Das Leben ist wahrlich das einzige Paradies auf Erden“, und sie fiel in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Tag sahen sie um sich herum viele Fischerboote, die weit draußen auf See vor Anker lagen. An Bord war nichts zu sehen, außer dass der Bootsmann mit den Händen hinterm Kopf verschränkt an die Rückwand des Führerhauses gelehnt schlief. Felix sagte zu Elisabeth: „Wie muss wohl das Leben eines solch lustigen Gesellens sein. Mich würde es reizen, in Erfahrung zu bringen, wie ein solches Leben aussieht.“ In dem Augenblick wird Felix von den Wellen eines vorbeifahrenden Schnellbootes erfasst und stürzt ins Wasser. Der Mann am Steuer hatte eine dunkle, schnittige Sonnenbrille auf seiner Nase sitzen und auf dem Hinterdeck lag eine üppige Blondine, die sich in einem engen Badeanzug in der Sonne aalte. Sofort half Elisabeth Felix wieder auf das Floß.

Wenig später sahen sie von weitem wieder das Schnellboot. Es hatte wohl eine Panne und lag regungslos auf dem Wasser. Zwischen den Insassen des Bootes schien aufgrund der Panne ein schwerer Streit entbrannt zu sein und das Gezeter war trotz des Windes nicht zu überhören. Da kenterte das Boot plötzlich und seine beiden Insassen flogen hochkant ins Wasser. Das störte Felix und Elisabeth nicht. Sie führten ihre Fahrt fort und glitten mit ihrem Floß

elegant über die Wellen. Felix war sehr geschickt darin, mit der Hand die Fische zu fangen, die sie dann mit Hilfe eine Lupe rösteten und zum Mittagessen verzehrten.

Nach vielen Tagen auf See erreichten sie Land. In einem kleinen Fischerdorf trafen sie zwei kleine Jungen, die versuchten, Steinen auf dem Wasser Tanzen zu lassen. Felix gelang dies sehr gut und die Jungen brachten ihn und Elisabeth zu ihren Eltern nach Hause. Der Vater der kleinen war Fischer und er fuhr jeden Tag hinaus, um sich so sein tägliches Brot zu verdienen. Bei ihnen konnten die beiden eine längere Zeit bleiben. Jeden Abend traf sich das gesamte Dorf am Steg, um dort am Lagerfeuer zusammen zu sitzen und Musik zu machen. Felix verstand es schnell, die richtigen Akkorde auf der Gitarre zu finden und Elisabeth stimmte mit ihrer zarten Stimme ein schönes Seemannslied an.

*„Auf Matrosen die Anker gelichtet,
Segel gespannt und Kompass gerichtet!
Liebchen ade! Scheiden tut weh,
Morgen, da geht's in die wogende See,
Morgen, da geht's in die wogende See.“*

Doch nach einiger Zeit sehnten sich die beiden wieder nach der endlosen Weite dieser Welt und sie führten ihre weite Reise fort. Unterwegs trafen sie auf eine Bahnschiene. Sie begannen dieser zu folgen und erreichten schließlich einen kleinen Bahnhof. Dort angekommen fanden sie einen alten Mann vor, der in einem Schaukelstuhl schlief, und einen lustigen Vagabunden, der einen abgerissenen Filzhut trug und mit seiner Mundharmonika vergnügt spielte.

*„Hänschenlein ging allein, in die weite Welt hinein
Stock und Hut, steht ihm gut
Ist gar wohl gemuht.“*

Dieser empfahl ihnen, sich mit Hilfe des Trittbrettes des nächsten Zuges weiter auf Reisen zu begeben, da dies die einträglichste und am weitesten bequemste Art wäre, hier durch die Lande zu ziehen. So setzten die beiden zusammen mit Felix' Hund ihre weite Reise fort, die sie nun in die großen Städte des Nordens führen würde. Sie fuhren auf dem Trittbrett des Zuges viele Tage lang durch die weiten Ebenen und Berge dieses Landes und sahen viele unterschiedliche Gegenden mit den unterschiedlichsten Menschen.

Dann erreichten sie eines Tages endlich New York. Auf der Halbinsel Manhattan angekommen, fiel es Ihnen schwer, sich in dem Großstadtrummel zu orientieren.

Am Eingang zum großen Stadtpark trafen sie eine Freundin von Elisabeth, die mit ihrem Vater geschäftlich nach New York gekommen war. Sie bot den beiden an, mit in ihre vornehme Herberge zu kommen, um dort zu übernachten.

Felix und Elisabeth waren sehr überrascht, als sie den Eingangsbereich der wahrlich pompösen Herberge betraten. Der Boden war mit einem blauen Teppich belegt und alle Verzierungen an den Wänden waren aus reinstem Gold.

Das Zimmer war eingerichtet wie die Gemächer einer Königin, mit einer Kommode aus Ebenholz und Säulen aus Marmor. Am schönsten aber gefiel Elisabeth das Bett. Es war enorm und mit riesigen, schleierartigen Vorhängen bedeckt. Das Gerüst bestand wie auch alles andere in diesem Zimmer aus reinstem Gold. Elisabeth sagte zu Felix: „Das es so etwas Wunderbares auf dieser Welt gibt!“ Beide legten sich ins Bett und schliefen schnell ein.

Am nächsten Tag machten sie sich auf, die riesige Stadt zu erkunden. Zwischen den endlosen Schluchten der Häuser trafen sie auf einen Drehorgelspieler, der einen Papagei auf seiner Schulter trug. Dieser besaß die Fähigkeit zu sprechen. Das gefiel den beiden sehr und sie waren sehr überrascht, als dieser zu ihnen sagte:

„In jedem Kinde liegt eine wunderbare Tiefe.“

Felix fühlte sich nun bestätigt. Er bräuchte nicht einen solchen Weg wie seine ehemaligen Schulkameraden einschlagen, einen Weg, der ihm ein langweiliges, unausgefülltes Leben bereiten würde, in dem er gezwungen wäre, sein ganzes Leben denselben Beruf auszuüben. In jedem Menschen liegen Talente und Qualitäten tief verborgen, die es nur irgendwie zu wecken gilt und die dann ein ausgefülltes Leben voller Perspektiven ausmachen. Während seiner Reise hatte Felix festgestellt, dass das einfache Leben, indem man den wesentlichen Dingen nachgeht und mit der Natur und ihren Schönheiten lebt, das einzig wahre ist, um auf Dauer glücklich zu werden und dies auch zu bleiben. Mit Elisabeth an seiner Seite würde er also nun seine Reise fortführen und weiter in der Ferne nach seinem Glück suchen.

Am darauf folgenden Morgen jedoch beschlossen Elisabeth und Felix, in dessen Heimatstadt aufzubrechen. Felix wollte seine Eltern mit dieser Wendung seines Lebens überraschen. Er, der in den Tag lebende Taugenichts der letzten Jahre, dem die Eltern Scheitern im Leben prophezeiten, würde es nun seinen Eltern zeigen. Sein Leben hatte eine Perspektive erhalten und er war entschlossen, sie zu nutzen und seine Talente weiter zu entfalten. Mit Elisabeth an seiner Seite war er guten Mutes.

Die beiden erreichten schließlich das elterliche Heim und waren überrascht, als sie in der Wohnstube den Besitzer des provenzalischen Anwesens vorfanden. Dieserklärte die beiden nun über die Wendung der Dinge auf. In Wirklichkeit war er nur der Verwalter dieses Weingutes, der erfahren hatte, dass der Besitzer, ein entfernter Verwandter Felix', leider plötzlich verschieden war und nun Felix der einzige Erbe war. So besaßen Felix und Elisabeth nun ihr eigenes Weingut in der Provence, zu denen noch riesige Ländereien und Weinberge sowie ein weiter See dazugehörten. Beide brachen sofort zu ihrem neuen Zuhause auf, in dem sie von nun an ein glückliches und ausgefülltes Leben

lebten, und wenn ihnen nicht wieder die Lust überkommen ist, neue fremde Länder zu erkunden, dann leben sie dort noch heute.

Nele Hamborg

Taugenichts; oder der Katzenjammer mit Happy End

Der zwitschernde Sopran der Vögel unterlegt von dem dumpfen Rauschen der Mühle, hatte eine einschläfernde Wirkung auf mich. Selbst die Sperlinge, die neckisch vor meinen Augen herumtanzten und sich hier und da ihr Mittagmahl aus den schweren Kornsäcken vor der Eingangstür zusammen stahlen, konnten mich nicht von der steigenden Müdigkeit befreien. Meine Augen fielen im Rhythmus des Crescendos und Decrescendos der Gesänge zu und nur mit Mühen gelang es mir, den dreisten Spatz im Auge zu behalten der mit keckem Blick näher und näher an mich anrückte. Er kam so nah, dass ich ihn mühelos hätte berühren können. Doch flatterte er davon, als sich meine Mutter raschen Schrittes näherte.

Sie befahl mir auf der Stelle aufzustehen und hieß mich einen Taugenichts, da ich noch nicht einmal in der Lage war harmlose Spatzen vom Korn fernzuhalten und mir stattdessen die Sonne auf den Pelz scheinen lies. Wütend fauchte sie mich an, dass der Müller enttäuscht von mir wäre und so einen Faulpelz, der seine Arbeit nicht vernünftig verrichten kann und ihm deswegen auf der Tasche liege, nicht bräuchte. „Geh fort und such dir dein eigenes Essen zusammen“, sagte sie und sah mich auffordernd an. Ich rappelte mich auf. Meine Glieder, die vom Liegen ganz steif geworden waren, schmerzten. Auch ich sah sie an, wusste aber nicht, was ich hätte sagen sollen. Das Herumliegen und die eintönige Musik meiner Umwelt hatten alle Gedanken aus meinem Kopf geblasen und es war schwer, sie wieder in mein müdes träges Gehirn hineinzuzwängen. Es schien dem Bersten nahe und sah ein solch aufrührendes Gespräch als gänzliche Überforderung an. Nachdem ich meine Gedanken gewaltsam wieder an ihren Platz gebracht hatte, wusste ich, dass es an der Zeit war, Auf Wiedersehen zu sagen.

Es war eine Familientradition, wir verließen uns meist, wenn wir groß genug waren, um für uns selber sorgen zu können. Die Arbeit, die ich verrichten sollte, wie meine Schwestern und Brüder es taten und wie sie, meine liebe Mutter, es auch tat, lag mir einfach nicht. Ich bekam mein Essen auf den Tisch,

ob ich arbeitete oder nicht; doch nun war es damit vorbei. Ich war alt genug und musste gehen. So war es immer schon gewesen und das hatte das Überleben unserer Art gesichert.

Nach einem kurzen Abschied zog ich los. Ich hatte alles am Leib was ich brauchte. Als ich die Landstraße des Dorfes verließ in dem ich aufgewachsen war, blickte ich noch einmal auf die Hunde des Bauern Friedrich um, die mich quer über seinen Hof gejagt hatten, als ich ihm einen Besuch abstatten wollte. Es tat mir nicht Leid auch ihnen Auf Lebewohl zu sagen.

Auf dem Weg packte mich die Übermut und die Freude auf die vielen Abenteuer, die ich erleben würde. Ich stimmte ein schauerliches Lied an, welches ich schon öfter zuhause mit meinen Geschwistern gesungen hatte. Auf der spärlich befahrenen Straße fuhren ein paar Autos an mir vorbei, dessen Farben in der Sonne glitzerten.

Als ich zur letzten Strophe meines Wanderliedes ansetzte, hielt eines der fahrenden Geschosse neben mir. Die Beifahrertür öffnete sich und ein Insasse des Autos fragte mich, wohin des Weges ich denn sei. Ich stieg durch die einladend geöffnete Tür ein, die kurz darauf hin wieder zugeschlagen wurde.

Die Insassen des Autos, stellten sich mir nicht vor. Auch fragten sie mich nicht, wohin ich wollte. Sie warfen mir nur von Zeit zu Zeit neugierige Blicke zu. Da ich aber offen für alles war und des Laufens schon müde geworden war, nahm ich diese viel schnellere Art von Beförderung gerne war. Auch wenn dies hieß, im Nirgendwo zu landen. Doch auch das Nirgendwo war willkommen.

Auf der sehr engen Rückbank, eingeklemmt zwischen zwei Kindern und ein paar Rucksäcken, etlichen Kissen und andern Krams, stimmte ich ein Lied an. Eines, das ich selbst, unter dem Apfelbaum liegend, komponiert hatte. Doch schon nach meiner Einleitung, einem tragischem Tremolo in Moll, sahen mich die Kinder entsetzt an. Ich verstummte sehr schnell. Das Missverständnis auf meiner Seite war mir ein wenig peinlich, aber die Insassen des Autos ließen sich nichts anmerken und so wurde ich nach meinem anfänglichem Tief, sofort von der Freude der Kinder gepackt, als das Auto anhielt.

Die Familie Freund nahm mich gerne bei sich auf. Ich bekam ein Bett und drei Mahlzeiten pro Tag. Meine Aufgabe war es nur mich ein wenig um den Garten zu kümmern, die Mäuse aus der Vorratskammer zu verjagen und ab und zu mit den Kindern des Paares zu spielen. Ich mochte mein Leben bei den Freunds.

Auf meinen täglichen Erkundungstouren um das Haus und der Wiengasse lernte ich die Umgebung immer besser kennen und mir gefiel das Neue. Eines Tages auf gerade einer dieser Touren, vernahm ich plötzlich ein feines Stimmchen zu dem ich mich mehr als magnetisch hingezogen fühlte. Das Stimmchen war so fein und klar. Es schmeckte süßer als Honigmilch. Ich badete in ihrem Gesang und war so erschrocken als sie verstummte, wie jemand, der ungewollt nackt erwischt wird. Ich wickelte mich tiefer in meine Pelzjacke, damit ich von den Kälteschauern die über meinen Rücken liefen nicht erfror und gänzlich zu einer Statue erstarrte.

Da erblickte ich sie in einem Garten. Sie sah wunderschön aus in dem saftigen Grün des Rasens, ihr schwarzes Haar glänzend in der Sonne. Sie trug ein schwarzes Kleid mit weißen Schühchen, die ihr sehr vorzüglich standen. Verwundert sah sie mich an und sprang davon als ich mich näherte. Ich wollte ihr schon nachsetzen, doch endlich hatte der Verstand bei mir eingesetzt.

Es gab bald essen und die Familie Freund würde sich bestimmt Sorgen um mich machen, wenn ich so lange fortbliebe.

In den nächsten Tagen schlich ich um ihr Haus von dem verrückten Drang besessen wenigstens einen noch so kleinen Blick auf sie zu erhaschen, sie bei ihrer Katzenwäsche zu erblicken, oder wenigstens ihr feines Stimmchen wieder zu hören. Ich pflückte Blumen für sie und legte sie ihr vor die Tür, doch die schienen sie nicht im Geringsten zu interessieren. Wenn sie das Haus verließ, stolzierte sie nur darüber hinweg und am nächsten Tag lagen sie immer noch an der gleichen Stelle- verwelkt. Keinesfalls zertreten. Meine Allerschönste hatte keine Elefantenlatschen. Ihre Füße waren sehr klein und sehr zierlich. Sie schien überhaupt nicht zu gehen - sie glitt dahin. Sie glitt über meine Blumen hinweg. Meine Allerschönste.

Was war das für ein Schreck, als ich sie, meine, meine Allerschönste mit einem Anderen sah. Ich war gerade wieder bei einem meiner Streifzüge, um das Haus in dem sie lebte, gewesen. Da sah ich sie, wieder im Garten, doch nicht allein. Sie saß unter einem Apfelbaum, der in voller Blüte stand und sie so wundervoll umrahmte, sie noch schöner erscheinen ließ. Wie das Licht und der Schatten um den Platz auf ihrem Körper kämpften. Ein Kerl schlich um sie herum. Und- sie sah ihn verzückt an. Lachte, murrte, gurrte, schnurrte.

Das Ganze wurde mir zuviel. Ich nahm Abstand, floh nach Hause und rollte mich in meinem Bett ein. Die Welt hatte keinen Sinn mehr solange ich sie nicht sehen konnte. Sie, aber allein. Sie meine Allerschönste. Doch sie war nicht mehr meine Allerschönste, sie war seine Allerschönste. Ich wurde wieder von dem Gefühl durchflutet, welches meine Mutter bei der Mühle daheim ausgelöst hatte. Es zog mich fort. Der Wunsch weiter zuziehen, viel mehr Neues zu entdecken zog an mir. Ich brauchte nicht mit mir selber zu ringen, ich musste einfach weiter.

Ich ging schnell fort. An den Straßen entlang und sang mein wunderbar-schauriges Wanderlied. Auch auf dieser Wanderung war das Glück mir hold. Ich brauchte nicht lange zu gehen und schon hielt wieder ein Auto neben mir. Der Fahrer stieg aus schnappte mich- recht grob- und warf mich auf die Rückbank. Dort saßen bereits zwei, die sich mit den Namen Leohart und Gildo vorstellten. Sie waren in Richtung Romplatz gewesen und waren, als sie gerade das Italienviertel erreicht hatten von dem Wagen aufgegebelt worden. Auch sie, so erzählten sie mir, waren grob am Nacken gepackt- und regelrecht in das Auto hinein geschmissen worden.

Unsere Fahrt war recht kurz und sehr ruckartig. Der Fahrer des Autos hatte seinen Stahlgefährten schlecht unter Kontrolle und würgte den Motor öfters hektisch ab. Wir wurden durchgerüttelt und geschüttelt und wir drei kamen uns während der Fahrt nicht nur in unseren Gesprächen, sondern auch körperlich sehr nahe, was unvermeidlich war, da wir öfters übereinander geworfen wurden. Ich erfuhr, dass die beiden Künstler waren, was ich mir schwer vorstellen konnte, der Gedanke mich aber durchaus reizte.

Am Abend schlief ich schlecht ein, die Rückbank des Autos war sehr kratzig, zu dritt war es zwar nicht so eng, trotzdem bekam ich in der Nacht öfters im Traum zuckende Gliedmaßen ab, die mich immer wieder aus dem Schlaf rissen. Zu meinem Unglück träumte ich von dem schrecklichen Augenblick da ich meine Allerschönste, Allerliebste mit dem Anderen gesehen hatte.

Als ich am Morgen erwachte, waren Leohart und Gildo verschwunden. Ich saß immer noch in dem Auto und kaum hatte ich den Gedanken zu Ende gedacht, ging es auch schon weiter. Doch wir fuhren nicht allzu lange. Bald stieg der ältere Herr aus und leitete mich an eine Frau weiter bei der ich wohnen sollte.

Er wollte mich nicht gerne losziehen lassen. Das gab er mir dringlich zu verstehen. Er sprach eine ganze Weile mit ihr. Doch ich lauschte nicht ihren erhitzten Gesprächen sondern verzog mich schon mal in das Haus.

Ich fand heraus, dass mich das Glück zu dem „Romplatz“ gebracht hatte. Es war eine schöne Gegend und ich wanderte gern umher. Eines Tages, als ich gerade unter einem wunderschön duftenden Rosenstrauch lag, in dessen Blüten sich die Bienen tummelten und vergnüglich ihr Arbeiterlied summten, hörte ich, wie damals schon, ein feines Stimmchen. Ich hörte genauer hin. Es hatte sehr große Ähnlichkeit mit der Stimme, die ich vor ein paar Wochen bei der Familie in der Wiengasse gehört hatte! Ich zauderte nicht und rannte los.

Schmerzlich wurde mir bewusst, dass ich nicht wusste wohin, denn die Stimme war längst verstummt. Doch ich war mir sicher, dass sie es gewesen war die ich gehört hatte. Von dem Punkt an, war ich von dem festen Wunsch besessen sie wieder zusehen. Meine Allerschönste. Sie. Sie die Allerschönste. Es war mir egal, dass ich sie mit einem anderen gesehen hatte. Mein Herz schlug voller Verlangen. Sie, die Schöne, sie die Meine. Doch ich wusste nicht, aus welcher Richtung ich ihre Stimme gehört hatte, sie war um mich gekreist, hatte mich mit ihrem Gesang eingehüllt in ein Tuch aus weißer Seide. So weiß wie ihr Hochzeitsgewand.

Ich rannte umher, versuchte sie zu hören, zu riechen. Ich roch überall, alte Stiefel, Abgase, das penetrante Parfüm einer älteren Dame, den aufziehenden Regen. Ich hörte alles. Alles nur nicht sie, meine Allerschönste. Ich schlief erschöpft ein. Wo war mir egal. Ich hatte sie nicht gefunden. Als ich erwachte

fand ich mich unter einem Vorhang aus Rosen. Ich rappelte mich auf, meine Glieder schmerzten und Dornen hatten meinen Körper zerkratzt. Doch ich spürte den Schmerz nicht.

Ich wurde jäh aus meiner Verzweiflung gerissen, als mich zwei riesige Hände von hinten packten. Ich wurde wieder äußerst unsanft, in diesen seltsamen Wagen geschmissen. Dort lag ich nun, wie gelähmt, mein Leben war sinnlos ohne Sie. Wir machten irgendwann halt. Wieder wurde ich hinausgetragen und auf den Boden abgesetzt. Ein weißer Schmetterling tanzte vor meiner Nase auf und ab. Auf und ab, tanzte, kreiste, und landete schließlich auf meiner Nasenspitze.

Zum ersten Mal blickte ich auf und erwachte aus meinem Dornrösschenschlaf der Gleichgültigkeit. Ich lag vor einem Gebäude, dessen geöffnete Tür einen Blick in das düstere innere des Hauses erlaubte. Ich sah einen langen Gang, der durch das gesamte Gebäude führte. Die Tür auf der anderen Seite des Ganges war geschlossen. An den Seiten des Flurs waren eine Art Gitterzimmer aneinander gereiht, aus denen man aufgebraute Stimmen hören konnte.

Bald darauf wurde ich zu den anderen in eine der abgeriegelten Zellen geworfen. Mein Magen rumorte. Dies musste sich um ein Missverständnis handeln. Ich hatte nichts verbochen. Ich war kein Verbrecher!

Eine kalte Angst stieg in mir hoch und ließ mir meine Nackenhaare zu Berge stehen. Wütende und verzweifelte, hilflose Fratzen blickten von beiden Seiten in mein Gefängnis. Ich war einer von ihnen.- Die anfängliche Angst schwang leicht in Verzweiflung um. Eingepfercht und äußerst unglücklich saß ich nun da. Beides verloren. Meine Freiheit und meine Liebste. Würde ich hier jemals wieder freikommen?

Auf dem Boden liegend sah ich betrübt zu, wie die Wärter uns essen brachten, wie sie manche von uns zum Freilauf in den Garten schickten. Ich hörte sie sich über die dreckigen Hunde beschweren, die versucht hatten die Wärter zu beißen, die einzige Waffe, die ihnen noch geblieben war. Und, wie sie uns am liebsten das Fell über die Ohren gezogen hätten. Ich versank in eine Trance, aus der ich erst geweckt wurde als die Wärter jemanden zu mir in die Zelle steckten.

Mittlerweile waren die hygienischen Umstände in meinem Gefängnis katastrophal. Es stank und es war mir peinlich, meinem neuen Zellengenossen so gegenüberzutreten zu müssen, die Reinlichkeit, die mir von meiner Mutter besonders ans Herz gelegt worden war, war mir in Fleisch und Blut übergegangen. Sie hätte sich jetzt für mich geschämt. Ich erschrak als sich mein neuer Zellengenosse umdrehte. Es war der Andere, der mit dem meine Allerschönste zusammen gewesen war. Doch umso mehr erschrak ich, als ich feststellte, dass es sich bei dem Anderen viel mehr um die Andere handelte. Ich hätte loslachen können und in die Luft springen wollen, der Stein, der sich wochenlang in mein Herz gebohrt hatte, löste sich und fiel hinunter, ließ mich auf Wolke sechs empor schweben. Mir war so sonderbar leicht zumute, wie schön war es zu fliegen in den rosa Wolken der Erlösung, der Liebe. Die Andere erzählte mir, dass auch Sie meine Allerschönste, ihre Schwester Maurelie, gefangen gehalten wurde. Und tatsächlich erschien auch sie bald bei uns in der Zelle. Die beißenden Gerüche der Zelle verwandelten sich in Gold als ich sie sah.

Sie war immer noch so wunderschön wie ich sie in Erinnerung hatte. Sie erzählte mir, sie hätte mich immer geliebt von dem ersten Augenblick an. Zärtlich leckte sie mir über die Nasenspitze. Sie erzählte mir unter Tränen, dass sie versucht hatte mir zu folgen, dabei aber von den fiesen Wächtern in blau gefangen genommen worden war. Sie war unendlich froh endlich wieder zu mir gefunden zu haben. Dieses Geständnis war mehr als das Gold in unserer Zelle, es war himmelsgleich. Wir flogen in den Himmel unseres Glücks, der Freiheit der Liebe entgegen. In dieser Nacht taten wir was Verliebte tun. Und von da an ging es weiter aufwärts.

Die Familie Freund tauchte auf bezahlte unsere Kautions. Wir heirateten, auf dem Weg nach Hause, zu den Freunds. Sie trug das schwarze Kleid mit den weißen Schühchen und sah darin noch schöner aus als alles was ich bisher in meinem kurzen Leben gesehen hatte. Ich hätte sie vergöttert- doch hatte ich mit den Göttern nicht viel am Hut. Am Abend bei den Freunds legten wir uns in den Garten der Freunds, wo ich schon immer gerne gelegen hatte, bevor ich so

überhastet aufgebrochen war. Wir lagen oft in dem Garten, in dem Schatten des Rosenbusches.

Die Kinder der Familie Freund saßen an einem Tisch im Garten und machten ihre Hausaufgaben. Die Sommersonne schien heiß auf ihre kleinen Köpfchen, das Rauschen der Bäume im Wind und das fröhliche zwitschern der Vögel hatte einschläfernde Wirkung auf sie.

Ab und zu hob eines der beiden den Kopf und blickte auf die beiden Katzen, die sie vor einiger Zeit aus dem Tierheim geholt hatten. Der Kater, den sie Taugenichts genannt hatten, da er am liebsten des ganzen Tag in der Sonne lag und in Sachen Mäusejagd einfach nichts taugte, war ihnen auf einer Landstraße zugelaufen. Sie hatten ihn in ihrem Auto mit nach Hause genommen und bei sich behalten. Leider war er, aus unerklärlichen Gründen, sehr bald wieder verschwunden.

Weil sein Bruder und er, nach seinem Verschwinden, einen Aufstand gemacht hatten, gingen seine Eltern mit ihnen in das nahe gelegene Tierheim, wo sie zu ihrem ungeheuren Glück Taugenichts mit einer neuen Freundin und einer äußerst hässlichen alten Katze wieder fanden. Sie nahmen alle drei mit zu sich nach Hause. Die alte Katze verstarb leider sehr schnell, aber „Maurelie“ und Taugenichts blieben.

Die beiden Katzen lagen im Schatten des Rosenbusches ihre beiden Schwänze ineinander verschlungen. Sie beide blickten auf drei kleine Katzenbabys, die in dem hohen Gras spielten. Schwarz, Weiß und Grau.

Ziellos

Ich weiß worauf es in dieser Welt ankommt. Um angenehm leben zu können brauche ich eine gute Schulausbildung. Ich muss einen Beruf finden, in dem ich angemessene Aufstiegeschancen und ein ausreichendes Gehalt verdiene. Und Spaß sollte es vielleicht auch noch bringen. Das ist wahrscheinlich auch noch wichtig. Aber ohne Geld kommt man nicht weit in der heutigen Welt. Traurig, aber wahr.

Einen Beruf zu wählen, der mich nur erfüllt, wäre nichts für mich. Ich will etwas im Leben erreichen und meinen Kindern etwas bieten. Deshalb stehe ich jeden morgen pünktlich um 6 Uhr auf. Ich dusche, frühstücke und fahr dann los zur Schule. Danach mache ich meine Hausaufgaben und lerne. Ich will keine durchschnittliche Schülerin sein. Die Welt ist hart und ich will gut dafür vorbereitet sein. Am Wochenende helfe ich in einer Anwaltskanzlei aus. Das dort verdiente Geld lege ich sofort an, damit ich es nicht ausgeben kann. Man weiß ja nie, was in der Zukunft auf einen zukommt. Deswegen ist es wichtig Vorsorge zu leisten. Meine Freunde sind genauso vorausschauend wie ich. Wir haben erkannt, dass man eine solide Basis braucht, um glücklich zu werden. Aber manchmal langweilt mich mein Leben. Ich weiß, dass ich keine Wahl habe, aber es soll einfach mal etwas Spannendes passieren. Es muss doch irgendwann mal etwas Spannendes passieren. Oder?

Es ist Mittwoch. Um 6 Uhr klingelt mein Wecker - wie jeden Tag in der Woche. Nachdem ich geduscht und mit dem Frühstück fertig bin, schwing ich mich auf mein Fahrrad und fahr los. Verschiedene Gedanken gehen mir durch den Kopf. Was ich zum Beispiel heute alles noch machen muss. Am Abend wollen meine Großeltern mit allen Enkeln essen gehen. Eigentlich habe ich ja keine Zeit dafür, aber ich konnte es ihnen nicht abschlagen. Ich habe deshalb gestern schon einmal ein bisschen mehr gelernt, damit meine Zeitplanung nicht durcheinander kommt...

In diesem Moment läuft mir jemand vors Fahrrad. Er stürzt dabei unglücklich zu Boden und bleibt liegen. Muss ich jetzt die Polizei rufen? Was will er nur in

dieser Gegend? Hier gibt es doch nicht besonders viel außer ein paar Felder und Kühe. Er liegt immer noch auf dem Boden. Ich entscheide erst einmal zu überprüfen, ob es ihm soweit gut geht. Er scheint bewusstlos zu sein. Ansonsten würde er doch bestimmt versuchen aufzustehen oder zumindest die Augen zu öffnen. Ja, er muss bewusstlos sein. Er hat auch eine kleine Wunde am Kopf. Muss beim Sturz passiert sein. Dann habe ich wohl keine andere Wahl, als ihn mitzunehmen bis es ihm besser geht. Aber wohin? Ich kann ihn doch nicht mit in die Schule nehmen? Aber wenn ich jetzt nach Hause zurückgehe, dann werde ich mindestens die erste Stunde verpassen. Das wäre ja fast wie schwänzen, oder? Wahrscheinlich schadet eine Fehlstunde nicht. Aber wenn ich krank werden sollte und plötzlich eine ganze Woche fehle, dann ist eine Fehlstunde vielleicht entscheidend. Ich muss das Risiko wohl in Kauf nehmen. Ich beuge mich über mein Unfallopfer und schüttele ihn leicht an den Schultern. In dem Moment öffnet er seine Augen und ich nehme ihn das erste Mal wirklich wahr. Er hat verwuscheltes, braunes Haar, grüne Augen, und einzigartige Gesichtszüge. Allerdings sieht er ungewaschen aus. Neben ihm liegt ein Rucksack, aus dem eine Geige herausragt. Ich habe schon immer Menschen bewundert, die ein Musikinstrument perfekt spielen können. Die Leidenschaft, die ihnen dann anzusehen ist, ist beneidenswert. Sie wirken so sorglos und vollkommen glücklich. Das habe ich schon lange nicht mehr empfunden.

Ich beschließe den Anfang zu machen und frage ihn: "Alles in Ordnung bei dir?"

"Nichts kann meinem Gemüt trüben, wertee Fräulein. Der Duft dieser unberührten Natur lässt mein Herz erquicken."

Er hat anscheinend doch einen kräftigen Schlag auf den Kopf bekommen. Der Arme redet schon ganz wirr. Ich muss ihm wohl helfen.

"Oh. Hast du dir bei dem Sturz eine Verletzung am Kopf zugezogen? Ich bringe dich zu mir nach Hause. Dann kannst du dich ein wenig ausruhen, O.K.?"

"Ich fühlte mich noch nie lebendiger. Aber ich nehme das Angebot dankend an. Wer könnte Ihnen schon etwas abschlagen?"

"Du kannst mich ruhig duzen, wenn du willst - wir sind ja ungefähr gleich alt. Ich bin übrigens Adi. Also eigentlich Andrea. Aber so nennt mich niemand."

Ich strecke ihm die Hand entgegen. Er wirkt erst zögerlich, doch stellt sich dann letztendlich mit "Taugenichts" vor. Das konnte doch nur sein Spitzname sein, oder? Wer nennt sich denn selbst Taugenichts? Ich würde mich doch niemals so vorstellen. Wie will er denn mit dem Namen eine gute Arbeit finden?

Auf dem Weg nach Hause erzählt er mir von der Farbenpracht der Bäume außerhalb meines Heimatdorfes, von dem einzigartigen Duft und der Ruhe, die nur so nach Freiheit lüstet. Er erzählt mir von seiner Reise, die kein Ziel kennt. Er lebt in den Tag hinein. Er macht sich keine Gedanken um morgen. Nur um das hier und jetzt.

Plötzlich holt er seine Geige hervor und fängt an zu musizieren. Ich muss zugeben, dass ich einerseits peinlich berührt bin, aber andererseits auch fasziniert. Ich sehe die Leidenschaft in seinen Augen, die ich bei so vielen vermisst habe. Als Kind hat man sie noch. Man kann sich in jungen Jahren noch unbekümmert einer Sache hingeben. Sie voll und ganz genießen. Doch irgendwann verliert man das. Man muss sich dann den wichtigen Dingen im Leben widmen. Schule. Arbeit. Familie.

Von weitem sehe ich plötzlich, dass wir nur wenige Hundert Meter von anderen Bürgern entfernt sind. Sie kommen uns entgegen. Ob ich die wohl kenne? Oder die mich?

"Taugenichts... es tut mir Leid, dich zu unterbrechen. Aber da vorne kommen andere Leute. Und ich glaub nicht, dass die es gewohnt sind, dass jemand auf einer Geige spielt und dazu auch noch laut singt. Vielleicht kannst du ja kurz eine Pause einlegen, wenn es dir nichts ausmacht."

"Ich verstehe nicht ganz was dein Anliegen ist. Ich versuche doch nur andere Wanderer zu beglücken."

Ich weiß nicht wie ich ihm das erklären kann. Ich weiß ja nicht einmal wie ich es mir selbst erklären soll. Es ist aber irgendwie unangenehm. Niemand benimmt sich so. Seine Lieder, voll von Liebe und Romantik, sind zwar entzückend, aber passen nicht hier hin. Hier in mein Leben. Hier in diese Welt.

"Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären kann..."

„Herz, mein Herz, warum so fröhlich,

So voll Unruh und zerstreut,

*Als käm über Berge selig
Schon die schöne Frühlingszeit?
Weil ein liebes Mädchen wieder
Herzlich an dein Herz sich drückt,
Schaust du fröhlich auf und nieder,
Erd und Himmel dich erquickt.
Und ich hab die Fenster offen,
Neu zieh in die Welt hinein
Altes Bangen, altes Hoffen!
Frühling, Frühling soll es sein!
Still kann ich hier nicht mehr bleiben,
Durch die Brust ein Singen irrt,
Doch zu licht ist's mir zum Schreiben,
Und ich bin so froh verwirrt.
Also schlendr' ich durch die Gassen,
Menschen gehen her und hin,
Weiß nicht, was ich tu und lasse,
Nur, daß ich so glücklich bin."*

Noch während er sein Gedicht vorträgt, gehen die anderen Leute an uns vorbei. Wie erwartet tuscheln sie; tauschen Blicke aus; und kichern. Es sollte mich nicht interessieren, was andere über mich denken. Doch tut es das - zu oft. Ich lasse mir nichts anmerken und gehe weiter. Als Taugenichts fertig vorgetragen hat, bin ich sichtlich hin und her gerissen. Ich sitze zwischen zwei Stühle. Einerseits beschämt; andererseits entzückt.

"Das war wirklich zauberhaft."

"Danke, Adi. Dich das sagen zu hören, ist eine Ehre für mich."

"Warum denn das? Ist ja nicht so, dass ich nicht die Schönheit solcher Gedichte erkennen könnte."

"Ich habe die Sehnsucht in deinen Augen gesehen. Dir fällt es schwer, die wichtigen Dinge im Leben wirklich zu erkennen"

Wie genau meint er das jetzt? Bin ich denn wirklich so blind? Nein. Taugenichts musste sich irren. Was weiß der denn schon?! Ich weiß worauf es ankommt. Ich

weiß was wichtig ist im Leben. Was hat er noch mal gesagt? Sehnsucht. Welche Sehnsucht denn?

Ich bin so in meinen Gedanken vertieft, dass ich ihm nicht mehr zuhöre. Redet er denn überhaupt noch? Nein, er hält seine Geige in der Hand. Wahrscheinlich spielt er wieder. Wir kommen zu dem Schild, das den Eingang des Dorfes kennzeichnet. Wir verweilen kurz davor für ein paar Sekunden. Schönbrunn. Es war ein einfacher Name. Jeder konnte ihn sich auf Anhieb merken. Es soll ein warmherziger Fürst hier gelebt haben, der den schönsten Garten mit dem schönsten Brunnen gebaut haben soll. Aber ich habe hier noch nie einen Brunnen gesehen. Es ist wie viele Dinge im Leben nur eine Geschichte. Ein Märchen. Eine kleine Lüge.

Ich beschließe weiter zu gehen. Doch der Taugenichts folgt nicht.

"Taugenichts? Willst du nicht weitergehen? Es ist nicht mehr weit bis zu mir nach Hause."

"Mein Weg führt mich in eine andere Richtung, liebe Adi. Du kannst mich aber gerne begleiten? Die Pracht der Natur würde dir gefallen. Die Freiheit ist atemberaubend..."

Ihn begleiten? Dann würde ich alles aufgeben, wofür ich mein ganzes Leben gearbeitet habe. Ich kann mir doch nicht einfach eine spontane Auszeit nehmen, oder? Mit einem Fremden? Nein, das kann ich nicht. Vielleicht muss sich etwas in meinem Leben ändern, damit ich genauso frei, sorglos und vor allem glücklich sein kann wie der Taugenichts, aber ich werde nicht einfach weggehen; nicht einfach weglaufen.

"Danke für das Angebot. Aber ich muss wohl ablehnen. Ich bin zu sehr an mein Leben gebunden, als das ich spontan alles aufgeben kann. Ich hoffe du kannst das verstehen. Ich wünsche dir aber noch eine viel Spaß auf deinem weiteren Weg."

Ich strecke ihm rasch die Hand entgegen, sodass er keine Zeit hat mich vom Gegenteil zu überzeugen. Er wirkt wieder zögerlich. Wahrscheinlich überlegt er, ob sich der Versuch lohnen würde mich zu überzeugen. Aber er entscheidet sich dagegen und nimmt meine Hand.

"Es reißt mir mein Herz entzwei, wenn Menschen so unglücklich und gefangen in ihrem eigenen Leben sind. Wenn deine Seele nach Freiheit giert, dann denke

an mich."

Er dreht sich um und geht auf einen Feldweg. Wohin er wohl gehen wird? Was wird er wohl erleben? Ich werde es wohl nie erfahren.

Ich gehe weiter. Zu Hause angelangt, lege ich mich kurz hin. Bin ich etwa krank? Nein. Einfach nur erschöpft. Wovon? Das weiß ich auch nicht so genau. Vielleicht vom Leben.

Ich wache erst auf, als ich die Tür laut knallen höre. Meine Schwester kommt sichtlich verärgert und gestresst herein.

"Was ist denn los, Mia?"

"Mein Leben ist einfach stressig. Und deshalb bin ich jetzt schlecht gelaunt und habe auch keine Lust mehr mit Oma und Opa essen zu gehen."

Das Essen hatte ich schon fast wieder vergessen. Dann stehe ich am Besten mal auf und mache mich fertig.

"Aber die beiden sind immer so glücklich, wenn alle kommen können. Mach ihnen doch die Freude."

"Das sagst gerade du, Adi. Du bist doch die letzten Male nie hingegangen, weil du lieber lernen wolltest"

"Aber heute eben nicht. Aber ich will dich nicht überzeugen. Du musst das selber entscheiden."

Ich sehe schon in ihren Augen, dass sie mitgehen wird. Familie ist ihr wichtig. Ist uns doch allen irgendwie wichtig. Sie gibt einem den nötigen Halt im Leben. Der Taugenichts hingegen ist auf sich alleingestellt. Aber er folgt seinem eigenen Weg. Er ist darum zu beneiden. Ich könnte nicht so in den Tag hineinleben ohne mir Gedanken über morgen zu machen. Trotzdem hat mir Taugenichts eine Sache näher gebracht: Es ist wichtig seinem eigenen Weg zu folgen. Einem Weg, der einen glücklich macht. Oder auch zum Glück führt. Man sollte auch mal etwas wagen. Einen Weg einschlagen, der einem Freiheit schenkt, aber auch Sicherheit nimmt. Aber wichtig ist, dass man überhaupt einem Weg folgt. Auch wenn es ein zielloser Weg ist. Hauptsache man ist glücklich.

Anmerkungen: Das in dieser Kurzgeschichte vorkommende Gedicht heißt "Neue Liebe" und ist von Joseph Freiherr von Eichendorff

Marion Tiemann / Runa Wohlthat -

„Auf ewig lauscht des Herzens Ohr“

„Ein Buch muss die Axt sein über das gefrorene Meer in uns“ (Franz Kafka)

Fahle Tapeten umrahmen den sauberen Raum. Junges Licht verrät die, in der Luft wirbelnden Staubkörner. Sie haben sich über die Jahre in mir angesammelt. Ich atme immer wieder.

Der Stoff gibt dem Stich der Nadel nach. Immer wieder, im Rhythmus des Sekundenzeigers, der sich selber der Zeit verpflichtet hat. So wie ich zum atmen verpflichtet wurde.

Mein Blick schweift, trifft auf das Bild. Ein goldener Rahmen umschließt bemalte Leinwand.

Die pastos aufgetragene Farbe lässt die Wogen des Meeres tanzen. Der Wind trägt das Geschrei der Möwen herüber, welches sich mit dem blauen Rauschen verbindet.

Er spielt mit dem Haar der Frau, die sich dem Land abgewandt hat und zum Meer hinausblickt, welches sanft ihre Füße umspielt. Ich wiege meinen Körper in der Brandung und summe:

„Wir wollen nicht als stolze Damen in seid´nen Kleidern müßig gehen,

Ein schönes Bild in gold´nen Rahmen das fromm und lieblich anzusehn.

Wir wollen gern die Hände rühren für unsere Lieben jederzeit. Doch zu des Hauses...“.

Harte Schritte auf dem Flur. Ich verstumme und wende mich wieder meiner Arbeit zu. Verstohlen blicke ich kurz zur Tür. Dann heften sich meine Augen wieder an die Nadel. Wieder stickt die Nadel im Rhythmus, wieder vergehen die Sekunden. Hohn schwingt mit ihnen mit.

Meine fügigen Finger sind der Nadel ergeben und sticken weiter, versuchen den Hohn nicht zu beachten. Auch meine Augen halten sich von dem Bild fern.

Bis ein Sonnenstrahl meine Augen trifft und mich blendet, sodass ich aufblicken muss. Blinzeln blicke ich ins Licht. Ich erhebe mich und nähere mich dem Fenster.

Draußen, hinter der Glasscheibe, zittern die Blätter im Wind, ich kann ihr Rauschen nicht hören.

Noch ein Schritt und meine Hände öffnen das Fenster, sogleich fasst eine Brise nach meinen Haaren und spielt mit ihren Fäden.

Umgeben von dunkelblauer Tiefe lässt sie sich von der Strömung lieblosen. Verwundert von der Weite des Blaus. Diffuse Lichtreflexe zeichnen Muster auf den Sand Sie streckt sich und spannt ihren Schirm weit, weit aus und zieht sich in einem langen Zug langsam wieder zusammen.

Sie nähert sich vorsichtig dem Schimmern, ihre Fäden folgen ihr. Sie erreicht es nicht, weil sie schon jetzt Teil der glänzenden Unendlichkeit ist, die, erfüllt von Rauschen, Glucksen, Flüstern, Seufzen und Stöhnen, einer Umarmung ähnelt. Doch gleichsam sich wie eine Aufforderung sich dem Raum anzunehmen und ihn zu füllen anfühlt.

Etwas nähert sich und durchdringt den Vorhang des Blaus, aus vielen Tönen entsteht ein Klang. Ein Sprechgesang ertönt: „Leise gleiten Schuppen durch das Nass, Nass, Nass, dunkle Nass, Nass, Nass“ und verschwindet wieder in der Ferne. Sie nimmt den Rhythmus in sich auf, schwingt mit ihm und trägt ihn mit sich, als sie wächst.

Das Nass, ja das Nass, wie es sie umgibt, gleichzeitig aber auch füllt, mit seinem Geschmack nach Salz, welches einen Teil seines Charakters entblößt, obwohl es noch unzählbare Geheimnisse und Rätsel verbirgt. Diese Geheimnisse riecht sie und möchte ihnen auf den Grund gehen, sie erleben, verstehen, und ihr Leben mit ihnen bereichern. Vielleicht sogar überhaupt erst füllen, denn, kommt ihr nicht alles, was sie an brutal leerer Zeit mitgenommen hat wie ein gähnendes Nichts vor?

*Wildes, schäumendes, brausendes Meer,
Rollende Wogen, von wo kommt ihr her?
Pfeilschnelle Möwen, was sagt euer Schrei?
Endloses Meer, nur in dir bin ich frei.*

So gibt sie sich den Wogen ein weiteres Mal hin und Nass und Freudentränen vereinen sich. Kein Raum begrenzt nun ihr graziöses Wesen, keine nagende Sehnsucht frisst sie mehr innerlich auf, sowie auch keine mahnende Stimme ihre verlorene Freiheit mehr daran hindert, sie wieder zu finden. Der Moment scheint vom Glück geküsst und sie, die keiner Skepsis mehr Raum bietet lauscht, wie ein kleines Kind dem „Glucks, Glucks“, ganz nah und dem tragenden, konstanten Rauschen im Fernen. Ihr scheint, als ob sich die vielfältigen Töne sich ergänzen würden, sich gegenseitig tragen würden. Trotzdem, sodann sie genauer und mit mehr Acht zuhört, kann sie die Richtung der vielen Laute bestimmen:

Glockenähnliche, lachende und schillernde Töne erläutern über ihr, wo das Nass von der Luft gehalten, von dem blasenden Wind verweht wird. Hingegen gibt die Tiefe, unter ihr, ein Kontrabass-Cello-Ensemble von sich, das teils rührend, teils Respekt einflößend auf sie wirkt. In der Mitte scheinen beide Klänge sich die Hand zu reichen und werden so zum Ergebnis eines archaischen Konflikts, der wie zwischen beiden menschlichen Geschlechtern ausgetragen wird. Vergleichbar mit einem der ältesten Volkslieder, voller Weisheit und Trost. Sie also, wie der Nachwuchs dieser Höhe und Tiefe wiegt sich in der Geborgenheit eines Fötens.

„Klick, klick, klick, klick, schmatz, schmatz, säusel, säusel, grummel, grummel.“ Es plätschert, es rauscht, es flüstert und schwimmt, schwebt, treibt und schießt dahin, wie es davon jagt.

Und auch ein Tick, Tick, Tick, Tick ertönt in den Fluten. Ein Tick, Tick, welches anschwillt, langsam, bedrohlich und unaufhaltbar, ein Tick, Tick, welches eine ganz andere Bedeutung für sie hat, denn es sind nicht die Sandkörner, die sich auf dem Grund aneinander reiben, nein.

Tick, Tick, wird zu Tick, Tack, wird zu einer kalten, verstaubten Fremde, die sie ansaugt, ihre Haut, von ihr abzieht, sie nackt im kalten Wind liegen lässt, bei Ebbe gestrandet und zu schwer, zu schwer, um sich selber wieder zu erheben. Sie versucht mit ihren Fäden Halt zu finden, sich festzuhalten, beinahe zu krallen doch sie geben nach. Es ist also wieder Zeit.

Da klopft es und ich werde zum Essen gebeten.

Abend ist's, die Sonne ist verschwunden

Und der Mond strahlt Silberglanz;
So entfliehen des Lebens schönste Stunden,
Fliehen vorüber wie im Tanz.

Ich setzte mich und mir wird aufgetan. Er spricht das Tischgebet. „Amen“. Und fängt sogleich an seine Suppe zu löffeln.

Sie sprechen über dies und das, über allerlei Belangloses, über die nächsten Tage, über was aus mir werden wird.

Er fordert mich auf, das Fenster zu schließen, dem komme ich nach, auch wenn ich nicht weiß ob ich je wieder in den Wogen tanzen werde. Schon jetzt entgleitet mir des Lebens bunte Szene. Ich wünschte ich würde das Rauschen, Flüstern, Brausen wieder hören.

Doch das ist es nicht was sie hört, es ist ein Pochen, ein lebhaftes Pochen, ein fühlbares Pochen. Die Macht, die von dem Pochen auszugehen scheint erfüllt sie.

Zwei Schläge, eng umschlungen folgen aufeinander. Tief, tragend und im Geist der ewigen Zeit komponiert. Ihnen folgt die Pause, ein Freiflug, zitternd und voller Vorfreude, wie die eines Orchesters, die alle folgenden Töne silberner, edler und vollkommener ertönen lässt und ihnen so Flügel verleiht.

Und so wie Dominosteine wandern, so tragen die Wellen das Pochen weiter bis es sich ausbreitet und überall erklingt, im inneren aller Wesen.

Und auch sie ist nun Trägerin des Pochens. Sie beginnt zu tanzen, auch weil sie es darf, weil ihr es das Pochen erlaubt. Erst wiegt sie sich, ganz langsam, dann schwingt und flattert sie hin und her, wirbelt und hupst, tanzt und taumelt, lacht, und schreit, und weint. Und dann, mit einem Lächeln auf den Lippen, stimmt sie ein Lied an, ihr eigenes Lied:

*„Seht das Große Sonnenlicht,
Wie es durch die Wolken bricht,
Auch der Mond, der Sterne Pracht
Jauchzen Gott in dieser Nacht.*

*Seht des Wasserwellen Lauf,
Wie sie steigen ab und auf,
Von der Quelle bis zum Meer
Rauschen sie des Schöpfers Ehr.
Ach mein Gott, wie wunderbar
Stellst du dich der Seele dar!
Drücke stets in meinem Sinn,
Was du bist und was ich bin.“*

Der Wind, einst abgeschirmt, schlägt nun gegen das Fenster. Und das Fenster zittert und zetert, schreit vor Abscheu, bäumt sich auf. Seine Macht will es nicht aufgeben, seine Ehre bewahren. Aber der Wind weitet sich zu einem Sturm aus, Regen trommelt gegen das Fenster und dies zerbricht in tausend Stücke. Ich ducke mich nicht vor ihnen, stattdessen blicke ich zum Himmel hinauf. Tausend Blitze, so scheint es mir, zucken über das Firmament. Der Regen peitscht mir ins Gesicht, der Wind zerrt an meinen Kleidern, ich lache, werfe meinen Kopf in den Nacken und lache das befreieste Lachen, denn ich weiß dass sie auch lacht.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt
und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Wiegende Wellen in wogender See, wallende Fluten der Gezeiten, schaukeln hernieder und wieder zur Höh', trägst sie im frohen Spiel. Ein frischer Wind weht sie geschwind in den blauen unbegrenzten Weiten. Weht immer, immer zu. Sie fliegt mit ihm fort zum fernen Ziel. Wie sie fliegt durch die Flut. Ein frischer Wind, weht sie geschwind in der blauen unbegrenzten Weite. Weht immer, immer zu.

„Ihr Winde, gebt niemals Ruh! Ich flieg mit euch fort zum fernen Ziel. Wiegt mich ihr Wogen und singt mir ein Lied!“

Wir stehen am Meer, Hand in Hand, dem Land abgewandt. Eine Träne fällt seufzend von meiner Wange, färbt den Strand blutrot. Sie lächelt und flüstert mir zu, in mein pochendes Herz.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt mir den nackten Fuß,
Mein Herz wuchs mir so sehnsuchtsvoll,
Wie bei dem Liebsten Gruß.
Es sprach zu mir, ich sang zu ihm,
Da war's um mich geschehn:
Halb zog es mich, halb sank ich hin
Und ward nicht mehr gesehn.

Bendix Fesefeldt

good-for-nothing

nach Joseph von Eichendorff

I

Der Verkehr brauste und rauschte schon wieder recht lustig auf der Budapester Straße, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache und die Spatzen zwitscherten und tummelten sich dazwischen. Runddoerf saß auf der Bank vor *Mr. Kebab* und aß einen Hirtensalat, ihm war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Neben seinem Teller lag ein aufgeschlagenes, gelbes Heftchen aus dem er stetig las und somit nur ab und an zu seiner Gabel griff um etwas von dem Salate zu essen. So versunken in Gedanken bemerkte er nicht den jungen Mann, der von der anderen Straßenseite geradewegs auf ihn zu schritt. Dieser hatte einen gemächlichen, federnden Gang, der ihm den Anschein gab als würde er erst beim Setzen des Schrittes entscheiden wohin ihn seine Füße trügen. So erreichte er nun schließlich Runddoerfs Sonnenplatz und setzte sich unvermittelt zu ihm auf die Bank.

Der junge Mann hatte schon seit geraumer Zeit in der gegenüber liegenden Bar *Grüner Jäger* rumort und wischte nun seine von der Arbeit verschmutzten Hände an seiner Hose ab. Die Bewegung verschreckte Runddoerf, der, so in sein Büchlein versunken den Ankömmling nicht bemerkt, sich erschrocken zu dem Selben umdrehte und ihn aus blinzelnd ungläubigen Augen ansah. „Du Streber! da scheint die Sonne und du lässt deine Augen in diesen Bleizeilen verschwinden anstatt die aufblühenden Farben des beginnenden Frühlings zu betrachten.“, sagte Runddoerfs Nachbar, „Die Welt ist dabei sich zu öffnen und schenkt uns für heute Abend alle Möglichkeiten. Wir wollen musizieren und suchen jemandem der unseren Klängen seine Stimme leit. Du scheinst mir ein solcher zu sein.“ Runddoerf wusste nicht so recht was mit dieser merkwürdigen Gestalt anzufangen. Da hörte er es aus *Mr. Kebab* erschallen: „Hello, I love you / won't you tell me your name?“ – „Wie ist dein Name?“, fragte Runddoerf. „Man nennt mich Loe. Und dich?“ – „Runddoerf“, antwortete er, da Runddoerf bei seiner Arbeit sich immer so vorzustellen pflegte. Erst darauf bemerkte er, dass es seinem Gegenüber vielleicht

merkwürdig erscheinen möge, nur seinen Nachnamen zu erfahren. Aber dieser störte sich nicht daran und blickte nur weiter aus lustigen Augen erwartungsvoll in die seinen. „Hello, I love you / let me jump in your game!“ – „Ich vermag meiner Stimme einige Klänge zu entlocken, ob sie den euren entsprechen, erschließt sich wohl erst im Zusammenspiel...“ – „Großartig!“, und Loes Stimme tat einen prächtigen, kleinen Hüpfen bei dem A. „Dann werde ich mich zurück zu den Vorbereitungen für heute Abend begeben. Leiste mir Gesellschaft wenn du mit diesen bunten Geschichten fertig bist.“ Dabei machte seine Hand geschwind eine Bewegung über den grün-weiß-roten Salat und das gelbe Heftchen, dessen Seiten fröhlich im Winde flatterten. Loe stand auf und schritt ebenso gemächlich wieder über die Straße.

Runddoerf blickte ihm nach und war so ganz verwundert über sich selbst. Es fiel ihm reichlich schwer zu glauben was er eben getan hatte. Aber dort, keine zwanzig Schritte von ihm entfernt, schlenderte Loe als strotzender Beweis zurück zum *Grünen Jäger* und verschwand alsbald hinter den noch kahlen Zweigen des Buschwerkes. Runddoerf besann sich und kehrte zu seinem Hirtensalate zurück. Beschwingt griff er nach der Gabel und begann mit sichtlichem Appetite zu essen. Eine neuerliche Stimmung hatte sich ihm bemächtigt und ließ ihn, wie von Loe geheißt, in die vor ihm liegende Welt hinausblicken. Vor seinen Augen flimmerte das erwachende Leben: die Vögel sangen als müssten sie all die kalten Monate wieder wettmachen in denen ihre Schnäbelchen geschwiegen hatten und die Menschen balgten bald ebenso lustig als trieben ihnen die Sonnenstrahlen alle Sorgen aus dem Leibe.

Vergnügt warf Runddoerf seine Gabel auf den leeren Teller und ließ ein paar Münzen auf das Holz des Tisches fliegen. Sodann machte er sich auf den Weg zu Loe um zu erfahren auf was er sich für den heutigen Abend eingelassen hatte – so spontan war Runddoerf in seinem Leben noch nicht gewesen.

Zurück blieb alleine das flatternde Büchlein.¹⁾

II

Runddoerf saß am Tresen mit Loe, Sepp und Maddel. Sie tranken Jever, nur Sepp hatte ein Weizen in der Hand. Der grüne Jäger füllte sich langsam, einige Mutige saßen trotz der noch eisigen Temperaturen draußen um die vom

sonnigen Nachmittag übrig gebliebenen Tische und wärmten sich an den Erinnerungen der ersten Frühlingsstrahlen und an den aufgestellten Heizpilzen.

Die vier Männer an der Bar sprachen wenig und tranken viel. Man sah ihnen an, dass sie nervös waren. Im Moment plätscherte noch psychedelisches Rockgeklimper im Hintergrund und ließ keinen der Gäste an der Musik teilhaben. Das sollte sich, so der Plan, schlagartig ändern sobald die vier auf der Bühne ihre eigene Show veranstalteten. All das war etwas gewagt, aber Runddoerf hatte im Laufe des Nachmittags, den er mit den drei Männern verbracht hatte, erfahren, dass in deren Welt solche Spontanauftritte ohne feste Besetzung normal waren, zumindest normaler als in der Welt Runddoerfs, die von geregelten Abläufen geprägt war.

Geprobt hatten die vier über den Nachmittag kaum – dafür waren sie zu sehr mit dem Organisieren von Instrumenten und Musikerkrans beschäftigt, von dem Runddoerf zugegeben nicht sehr viel verstand. Im Laufe der Arbeit hatten sie sich sporadisch auf ein Programm für den Abend geeinigt. Alles gecovert, aber durch die spontane Bandkombination und vor allem durch die „glückliche Findung“, wie die drei das „Finden“ von Runddoerfs Stimme nannten, waren zumindest Loe, Sepp und Maddel davon überzeugt der Musik ihre ganz eigene Art zu geben. Runddoerf war da eher etwas skeptisch, war aber viel zu berauscht von der ganzen Verrücktheit der Situation als dass er jetzt noch einen Rückzieher brächte. Das Bier tat sein Übriges.

III

Auf der Bühne stand Runddoerf wie verlassen. Sie hatten sich darauf geeinigt mit den Rolling Stones zu beginnen. „Dees goaht allœweil.“, hatte Sepp gemeint. Aber weder die Leute wirkten interessiert noch konnte Runddoerf sich auf das wilde, leicht chaotische Gespiele der drei Musiker einlassen. Denen schien die Sache zumindest Spaß zu machen.

Während einer kurzen Pause war Runddoerf völlig enttäuscht. Er erinnerte sich an die Euphorie, die er noch am Nachmittag kurz nach dem Zusammentreffen mit Loe gespürt hatte. Zu dem Zeitpunkt hatte er noch das Gefühl gehabt, dass alles gut werden musste und Dank dieser Zuversicht hatte sich ein bestimmtes

Lied in seinem Kopf eingenistet. Ohne noch lange zu Überlegen nahm er das Mikrofon und pfiff eine sich in die Höhe windende und mit Vorschlägen versehene Triole und pfiff dann weiter das Flöten-Intro. Die anderen Begriffen erst nicht, aber als er die Melodie wiederholte, setzte Loe mit den passenden Akkorden auf der Akustik ein und kurze Zeit später auch Sepp am Schlagzeug und Madel am Bass. Runddoerf begann zu singen:

*I'm going up the country, babe don't you wanna go
I'm going up the country, babe don't you wanna go
I'm going to some place where I've never been before*

*I'm going, I'm going where the water tastes like wine
Well I'm going where the water tastes like wine
We can jump in the water, stay drunk all the time*

*I'm gonna leave this city, got to get away
I'm gonna leave this city, got to get away
All this fussing and fighting man, you know I sure can't stay*

*Now baby, pack your leaving trunk, you know we've got to leave today
Just exactly where we're going I cannot say, but
We might even leave the USA
'Cause there's a brand new game that I want to play*

*No use of you running, or screaming and crying
'Cause you've got a home as long as I've got mine*

Canned Heat! Runddoerf wiederholte die Zeilen im Wechsel mit seinem Pfeifen immer und immer wieder bis der ganze Raum vor der Bühne gefüllt war und auch die Leute von draußen ihre kalten Plätze verließen. All das, was er noch Stunden zu vor in den ersten Sonnenstrahlen des kommenden Frühlings gespürt hatte, legte er in die gesungenen Worte – er konservierte in ihnen die Wärme, die die Leute den ganzen Tag über genossen hatten und an die sie sich

jetzt wieder wohligh erinnern. Alles passte und Runddoerf fühlte sich so großartig wie noch nie.

Danach funktionierte es, wie als wäre alles zuvor geplant worden. Das Zusammenspiel zwischen den vier Männern auf der Bühne verlief geradezu perfekt und ließ doch genügend Freiräume für Improvisationen. Das Publikum war begeistert.

Loe, Sepp, Maddel und Runddoerf schwammen auf einer Welle des Glücks und während einer kurzen Bierpause hatte Runddoerf noch eine weitere Idee: er sagte zu den anderen, dass sie weiterhin improvisieren sollten, er wolle etwas ausprobieren. Zurück auf der Bühne pendelten sich die drei Musiker schnell auf einen eingängigen Rhythmus ein und Runddoerf begann mit einem Gedicht, das er noch zuvor auf der Bank vor *Mr. Kebab* mehrmals gelesen hatte und da es ihm gefiel, ihm sich besonders gut eingepägt hatte.

*Wohin ich geh und schaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg hinab in die Aue:
Vielschöne, hohe Fraue,
Grüß ich dich tausendmal.*

*In meinem Garten find ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl daraus bind ich,
Und tausend Gedanken bind ich
Und Grüße mit darein*

*Ihr darf ich keinen reichen
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.*

Ich schein wohl froher Dinge

*Und schaffe auf und ab,
Und, ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab mir bald mein Grab.²⁾*

Zu Beginn war es eine Art Sprechgesang von Runddoerf, aber bereits im Laufe der ersten Strophe gewöhnte er sich an den ungewohnten Rhythmus und entwickelte seine eigene Melodie. In der Mitte der zweiten Strophe betrachtete Runddoerf die Reaktion des Publikums und sah, wie die gute Musik in die Gliedmaßen fuhr. Die trägen Gäste drückten eifrig ihre qualmenden Zigaretten aus, stellten hurtig ihre Gläser auf Tresen und Fensterbänke und reckten und streckten munter die steifen Beine. Einige Burschen kapriolten artig um die Mädchen, von denen sich keine lange bitten ließ und alsbald bildete sich eine beschwingt bewegte Gesellschaft, lustig anzuschauen, die emsig das Tanzbeine schwang. Dies tolle Verhalten spornte die vier Spieler um so mehr an und so spielten sie noch bis ein Großteil der Gesellschaft erschöpft in die Kalte Nacht hinaus lief um heim in die Wärme zu gehen. Schnell befanden sich nur noch ein paar ermüdete Gestalten in den dunklen Ecken des *Grünen Jägers*. Einer von ihnen, der sich schon für was rechtes hielt, kam zu den Vieren auf die Bühne.³⁾

IV

Der Mann stellte sich als ein Musikproduzent vor, der, so wie der Rest der Gäste, von dem Auftritt begeistert war. Das freute zum einen die Musiker und besonders Runddoerf, der den ganzen Tag noch gar nicht begreifen konnte, aber sie waren sich nicht sicher, was der Mann von ihnen wollte.

Zu erst wollte er wissen wie lange es die vier als Band schon gab. „Eher eine glückliche Findung. Heute.“, sagte Loe. „Ahh, sehr gut, sehr gut...“, murmelte der Produzent. Die Vier sahen sich an. „Also habt ihr auch noch keinen Namen.“, das klang eher wie eine Feststellung, die allerdings zutraf. „Und was war das da so gegen Ende, als ihr dann wirklich alle Leute gepackt habt?“ – „Canned Heat?“ – „Ne, das Deutsche.“ Auch Loe, Sepp und Maddel sahen Runddoerf jetzt fragend an. „Das war aus dem Taugenichts, Eichendorff.“, sagte Runddoerf und war dabei etwas in der Euphorie gebremst, die ihn vorher

noch getragen hatte, wie als müsste er sich entschuldigen, dass er einfach so etwas mit eingebaut hatte. „Genial!“, sagte der Produzent, „Das passt perfekt!“ – „Was passt perfekt?“, fragte Loe, der sich immer noch nicht sicher war, ob er dieses Gespräch gutheißen sollte. „Ihr seid die Gruppe der neuen Bohème! Der Trend des kommenden Sommers.“ – „Böähm?“, fragte Sepp. „Frei und unbezwungen. Spontan und überschwänglich. Die neuen Hippies, nur weniger Drogen und mehr Geld.“ Der Produzent machte eine Pause. „Ich nehm’ euch mit nach Wien. Das wird die neue Sommerhauptstadt Europas. Morgen ist da ein Konzert, wo noch drei andere junge Talente der neuen Szene zeigen, was sie drauf haben. Das wird euch gefallen, das wird sehr geil. Und macht bis dahin noch ein bisschen mehr von diesem Taugenichts... Taugenichts, Taugenichts, ist aber noch nicht so gut. Wie wär’s mit... good-for-nothing? Ist ja eigentlich das gleiche. Ja, good-for-nothing, morgen früh geht’s los. Der Bus holt euch hier morgen früh ab und dann sehen wir weiter. War heute echt mal geil schon. Bis morgen und macht noch was aus dem Taugenichts.“ Damit ging er. Gegen Wien hatte keiner was einzuwenden.

V

Proben war nicht mehr drin, dafür waren auch die vier Männer zu erschöpft und Runddoerf fand im Dunkel der Nacht vor *Mr. Kebab* auch den Taugenichts nicht mehr. Wien würde schon werden, sagten sie sich, „Heute hat es ja schließlich auch geklappt.“

So setzten sie sich unter einen Heizpilz, tranken noch ein paar Bier und warteten auf den Morgen und den Bus, der sie nach Wien bringen sollte. Im Bus sollte dann geschlafen werden.

Runddoerf war sich nicht sicher, was in diesen Stunden gerade alles mit ihm passierte und noch passieren würde. Eines war sicher, so etwas hatte er noch nie zuvor erlebt. Er war gespannt auf Wien, das er nur aus einem Kurzurlaub kannte, und fragte sich, in wie weit der Musikproduzent recht behalten werde – auch wenn er immer noch nicht so richtig an die ganze Sache glauben konnte.

Als sie in Wien ankamen, war es bereits dunkel und der Bus fuhr sie direkt vor den Club, indem das Konzert stattfand. Der Club war um einiges größer als der *Grüne Jäger* und vor allem um einiges edler. So war auch sein Publikum.

Weniger spontan und unbezwungen als das vom Vorabend, dafür um einiges träger und besser angezogen. good-for-nothing, wie sich die Vier nun ebenfalls spaßeshalber nannten, begannen diesmal direkt mit Canned Heat. Aber im Gegensatz zum Vorabend schien das Publikum keine Erinnerungen an einen beginnenden Frühling zu haben und auch Runddoerf hatte Schwierigkeiten sich in das Gefühl, welches er am Vorabend gehabt hatte, reinzufinden. Insgesamt hatten die vier Männer trotzdem ihren Spaß auf der Bühne, aber weder schafften sie es das Publikum zu enthemmen noch kamen sie in die gleiche Beschwingtheit des vorigen Tages. Am Ende fiel der Applaus eher mäßig aus und der Musikproduzent, der ihnen nach dem Ankommen noch alles euphorisch gezeigt und ihnen den größtmöglichen Zuspruch hatte zukommen lassen, ließ sich nach dem Konzert gar nicht mehr blicken.

Gegen drei Uhr befanden sich Runddoerf, Loe, Sepp und Maddel unter einem Heizpilz einer Wiener Kneipe. „Ich muss wohl wieder nach Hamburg zurück“, meinte Runddoerf zu den anderen, „kommt ihr wieder mit?“ – „Nein, wir wollen eigentlich nach Italien. Da hat uns Wien schon ein ganz schönes Stückchen näher gebracht.“, sagte Loe. „Es war echt richtig gut mit euch Musik zu machen! Solltet ihr dann irgendwann mal wieder in Hamburg sein, meldet euch einfach.“ – „Ja, dees moacha wiah!“, sagte Sepp.

VI

Runddoerf nahm die erste Straßenbahn des anbrechenden Tages und fuhr mit ihr zur Wiener Peripherie. Dort stellte er sich an eine Autobahnausfahrt Richtung Norden und streckte seinen Daumen aus auf der Suche nach einer Mitfahrgelegenheit. Es dauerte eine Weile, dann hielt ein Auto mit Pinneberger Kennzeichen. Das Beifahrerfenster wurde herunter gekurbelt und die innere Deckenbeleuchtung angeknipst. Runddoerf sah eine junge, kleine Frau mit fast schulterlangem, braun gelocktem Haar, die ihn etwas müde anlächelte. „Wo musste hin?“, fragte sie. „Nach Hamburg ... – zu *Mr. Kebab*“, fügte Runddoerf hinzu. Immerhin schien sie aus dem Hamburger Umland zu sein. „Ja, steig ein.“ Und Runddoerf setzte sich in das warme Auto in dem gerade ein österreichischer Nachrichtensprecher einige Verkehrs-Meldungen ansagte. Eine Weile saßen sie schweigend neben einander und fuhren durch die Dunkelheit.

Die Frau fuhr ausgesprochen schnell. „Das passt übrigens ziemlich gut.“, sagte sie auf einmal. „Das habe ich in den letzten Stunden öfters gehört... Was passt ziemlich gut?“ – „Ich muss zur neuen Flora. Das is' ja beim Neuen Pferdemarkt gleich um die Ecke.“ – „Was treibt dich da denn hin?“ Sie sah ihn kurz an und musste lächeln: „Ich bin die Baby bei *Dirty Dancing*, weißt du?“ – „Oh ... oh mein Gott!“ Sie sah ihn ein weiteres Mal an und Runddoerf war sich nicht ganz sicher, ob er gerade das richtige gesagt hatte. Doch dann sagte sie: „Ja!“, und begann zu lachen. Er stimmte mit ein.

Es war eine lustige Fahrt für beide von ihnen. Auf der rechten Seite der Autobahn ging langsam die Sonne auf und man sah, dass es ein weiterer schöner Frühlingstag werden würde. Als die Sonne bereits durch die Autoscheiben ihre wärmenden Strahlen verbreitete, merkte Runddoerf, dass seine Stimme zu kratzen begann. „Hast du irgendwelche Bonbons oder so? Die letzten beiden Nächte waren etwas anstrengend für meine Stimme.“ – „Dort im Handschuhfach müssten Eukalyptus-Bonbons sein, wenn ich mich recht erinnere.“ Runddoerf öffnete es und nahm die grüne Tüte heraus. Darunter lag etwas gelbes, ein kleines Heftchen: ein Taugenichts! „Wo hast du den denn her?“, fragte Runddoerf ungläubig. „Ah ja, richtig. Den hab ich vor meiner Abfahrt bei *Mr. Kebab* gefunden.“ – „Gibt's ja nicht!“, erwiderte er, aber tatsächlich verwunderten ihn all diese Vorfälle nur noch auf das Wenigste. „Ich zweifle, ob dies Büchlein nicht das meinige ist“ Und er schlug den gelben Deckel beiseite und erblickte mit blauer Tinte auf der ersten Seite geschrieben: *Gymnasium Othmarschen*. „Ja, es scheint mir ganz gewiss.“ – „Vortrefflich! So nimm ihn wieder an deine Seite und erfreue dich an dem wieder gefunden Schätzchen!“ – „In der Tat, so erwies mir dieses Heftchen und so vor allem sein Inhalt einen großen Dienst in den letzten Stunden. Ich glaubte es bereits verloren.“ – „Von was für einem Dienste erzählst du? So sprachest du von anstrengenden Nächten wenn meine Erinnerung mich nicht trügen mag.“ – „Ja, ich sang mit einigen Freunden in Hamburg und Wien. Unter anderem einige Texte aus eben diesem Büchlein hier.“ – „Nun, du singst?“ – „Ja, so lange mich der Klang meiner Stimme zufrieden macht, singe ich. Und du, ein Star auf der Höhe der Bühne. Bist du gewillt mit mir ein Liedchen anzustimmen?“ – „Und was schwebet dir vor?“ Ein Lächeln kräuselte Runddoerfs Lippen und an Stelle

einer Antwort ließ er das Radio verstummen und begann selbst den Raum des Autos mit dem Klang seiner Stimme zu füllen:

Now I've had the time of my life
No I never felt like this before
Yes I swear it's the truth
And I owe it all to you

Das junge Mädchen zu seiner linken Seite verfiel sogleich nach der ersten Zeile in ein helles Lachen, erwiderte dann aber den ihr bestimmten Part:

'Cause I've had the time of my life
and I owe it all to you

Und so sangen sie im Wechsel die ihnen vertrauten Strophen, nur unterbrochen von Lachen, mit welchem sie sich gegenseitig anzustecken vermochten.

1) Aus dem Leben eines Taugenichts, Joseph von Eichendorff, Reclam 1970, Stuttgart – Seite 3

2)Seite 11f

3)Seite 30f

Die Erkenntnis

1

Endlich begab er sich auf die Reise. Wohin er wollte? Irgendwo in den Süden. Er hatte nicht wirklich geplant, wo er überall halt machen wollte, Hauptsache er war erst einmal auf dem Boot und konnte seine Seele und seine Gedanken schweifen lassen. Er legte am Montagmittag in Hamburg ab ohne wirklich viel mit an Bord zu nehmen. Etwas zu Essen für ein paar Tage, ausreichend Benzin, falls zu wenig Wind vorhanden sein würde, ein paar Bücher und seine Ersparnisse. Er hatte vor, zunächst entlang der Küste Richtung Spanien zu segeln. In einen Hafen einlaufen würde er dann wenn es nötig werden würde. Er kam zunächst gut voran mit seinem kleinen Segelboot. Von den Landungsbrücken aus fuhr er die Elbe hoch und war nach ein paar Stunden an der Küste angelangt. Der Wind auf der Nordseeküste war stark genug, um ohne den Motor fahren zu können, was ihn froh stimmte, da er so weiter fahren können würde ohne zu früh anlegen zu müssen. Eigentlich wollte er die nächsten Wochen nirgends Halt machen, doch dies war nun einmal unumgänglich. Gegen Ende des Tages hatte er das deutsche Hoheitsgewässer noch nicht verlassen und er entschied sich, in Küstennähe vor Anker zu gehen, um den Tag ausklingen zu lassen. Er las noch ein wenig und legte sich dann in die Kleine Koje.

2

Am nächsten Morgen wachte er mit einem komischen Gefühl auf. Er hatte etwas Merkwürdiges geträumt, an das er sich nicht mehr erinnern konnte. Schnell vergas er jedoch diese Gedanken und bereitete sich vor, weiter zu segeln. Nach dem Hochziehen des Ankers ging seine Fahrt entlang der holländischen Küste weiter. Er fühlte sich prächtig und wollte auf jeden Fall so lange die Sonne schien, und das tat sie in diesen Tagen permanent, weiterfahren. Als dann die Nacht einbrach und er in der Nähe der Küste ankerte, setzte er sich an Deck und genoss die Minuten in denen er sich nicht um sein Boot und die See kümmern musste. Er dachte zurück an die letzten

Jahre und was er in seinem Leben alles erlebt hatte und in Gedanken an die fröhlichen vergangenen Tage etwas traurig. Schließlich beschloss er sich hinzulegen und vorerst nicht mehr darüber nachzudenken. Die nächsten Tage verliefen gut und er freute sich allein auf dem Meer zu sein und die relative Ruhe zu genießen.

3

Nach ein paar weiteren Tagen befand er sich auf der Höhe von Bilbao, wo er sich überlegt hatte anzulegen, sich dann aber doch dazu entschlossen hatte, dies erst in La Coruña zu tun. Im Moment hatte er einfach noch keine Lust sich wieder unter Menschen zu begeben.

Als er schließlich in dem Hafen anlegte, war es doch etwas ungewohnt wieder festen Boden unter sich zu haben. In einem Supermarkt kaufte er ausreichend Nahrung und ein neues Buch auf Spanisch, das er ein wenig sprach. An der Tankstelle nahe seiner Anlegestelle besorgte er noch neuen Treibstoff für den nächsten Teil seiner Reise. Schließlich bestellte er sich in einem Café noch etwas zu trinken und nutzte die Zeit, um seine weitere Reiseroute zu studieren. Der Mann und die Frau, die neben ihm saßen beobachtete ihn eine Weile, bevor sie ihn ansprachen und fragten, wo er denn hinwolle. Er antwortete, dass er nach Süden Segeln, aber noch nicht genau wisse, wo er anhalten wolle. Die beiden antworteten, dass sie auf die Kanaren wollten, wo sie ein Haus hatten und ihn, wenn es ihm nichts ausmache, begleiten würden. Es gebe vor der Afrikanischen Küste viele Piraten und man sei zu zweit sicherer vor ihnen. Er fand den Vorschlag gut und erklärte sich bereit das Paar über das Meer zu begleiten. Sie beschlossen in Lissabon den nächsten Stopp zu machen und dort die weitere Route zu besprechen. Über Funk wollten sie während der Reise in Kontakt bleiben und sich über mögliche Gefahren informieren. Als sie aufbrachen war er froh, wieder etwas Kontakt mit anderen Menschen zu haben und freute sich auf die nächste Zeit.

Als die Nacht hereinbrach verabschiedete er sich von seinen Weggefährten über das Funkgerät und schaltete es ab. Er lehnte sich an den Mast und begann mit seinen Gedanken in die Ferne zu schweben. Er war gedanklich gerade bei einem Ereignis aus früherer Zeit, an das er sich nicht mehr wirklich erinnerte,

als eine größere Welle sein Boot traf und er fast umfiel. Nach diesem kleinen Schock fand er nicht mehr zu seinem Gedanken zurück und legte sich mit einem melancholischen Gefühl in die Kojen. Der nächste Tag brachte wiederum gutes Wetter und sie waren nur noch ein paar Seemeilen von Lissabon entfernt. Sie legten dort nur kurz an und besprachen den weiteren Reiseverlauf. Ob er mit ihnen noch ein paar Tage auf Lanzarote bleiben wolle, oder gleich weiter konnte er noch nicht sagen. Er würde es sich während der Fahrt überlegen.

4

Eine Woche später waren sie kurz vor Lanzarote. Sie waren gut durchgekommen und es gab keine Vorfälle. Er hatte wiederum ein paar wirre Träume gehabt, in denen immer wieder der Mast seines Bootes in Verbindung mit alten Erlebnissen vorkam, aber jetzt fühlte er sich großartig. Abgesehen von seinen Begleitern, die in einiger Entfernung vor ihm segelten, gab nichts um ihn herum und es kam ihm vor als wäre er der letzte Mensch auf der Welt. Da er noch genug Vorrat und Benzin hatte, beschloss er weiterzufahren, auch wenn er die etwas abgehackten Gespräche über Funk mit seinen Begleitern gemocht hatte. Er verabschiedete sich von ihnen und schon bald war ihr Boot nicht mehr zu sehen. Als er sich schlafen legte, begann ihm der Segelmast wieder ins Gedächtnis zu kommen. Er kam ihm merkwürdig vor und so, also ob irgendwas an ihm falsch sei. Er wusste nicht warum, aber es waren diese Gedanken, die ihn vor dem Einschlafen nicht in Ruhe ließen.

5

Der nächste Tag brachte raueres Wetter mit sich, weshalb er erstmal nur mit dem kleinen Motor weiterfahren konnte, was ihm aber herzlich wenig ausmachte. Ob er nun etwas schneller oder langsamer vorankam war nicht so wichtig. Sein nächstes Ziel war West Afrika. Wo er dort halt machen würde kam ganz auf das Wetter und seine Vorräte an. Er würde dann Halt machen wenn es nötig wurde, oder wenn er etwa den Drang danach verspüren sollte. Sorgen wegen etwaiger Überfälle auf sein Boot machte er sich aus irgendeinem Grund nicht. Ob er sich dabei der Gefahr nicht bewusst war oder ob es seine frohen Gedanken waren, dass die ganze Welt ihm gehöre, wusste er nicht. Er

wollte einfach weitersegeln, was er, begleitet von der Morgensonne auch tat. Immer ein Auge auf den Kompass gerichtet und ab und zu einen Blick auf die Karte werfend, segelte er in südlicher Richtung. Es war an diesen Tagen eine kraftraubende Arbeit, bei den herrschenden Temperaturen die Segel unter Kontrolle zu halten und sich auch noch auf die anderen Dinge zu konzentrieren. Am frühen Nachmittag beschloss er, sich den heißen Sonnenstrahlen zu entziehen, es sich in seiner Koje gemütlich zu machen und sein neues Buch zu lesen. Bereits nach ein paar Minuten döste er erschöpft ein.

6

Er erwachte aus dem merkwürdigen Traum. Er setzte sich in seiner Kajüte auf seinem Bett auf und blickte hinaus aus dem Fenster. Dort erblickte er schon die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont herbei gleiten und seinen Mast liebevoll umwinden. Er genoss jeden Morgen diesen Ausblick aus seiner kleinen Kajüte. Er horchte und vernahm lediglich das sanfte Plätschern der einzelnen Wogen, die gegen den Rumpf des Schiffes schlugen. Jedoch kam ihm etwas verändert vor. Vielleicht lag es daran, dass er das Rauschen der Wiese noch zu hören glaubte und die Weite des Himmels ihm nicht aus dem Sinn ging. Er runzelte die Stirn, schüttelte sich, stand auf und machte sich daran, Kaffee aufzusetzen. Während er in der kleinen Vorratskammer nach etwas Brot und Aufstrich suchte, summte er ein kleines Liedchen aus seiner Kindheit: „War einst ein kleines Segelschiffchen...“.

Nach dem ausgiebigen Frühstück machte er sich daran, den kleinen Hafen anzulaufen, denn heute war der Tag, an dem er spätestens seine Vorräte auffüllen musste. Langsam holte er den kleinen Anker hinauf und setzte das Segel. Er sah die kleine Stadt langsam auf sich zutreiben. Sanft legte er am Hafенrand an und befestigte sein Schiff mit zwei Tauen fest an der Hafенmauer. Er brachte ein paar Kisten über den Laufsteg aufs Festland und lud sie dort auf einen Karren. Dann warf er einen Blick in seine Geldbörse, nickte etwas vor sich hin und ging in die Stadt, um erst einmal ein Mittagessen einzunehmen und sich etwas zu vergnügen.

Recht spät kam er abends, auch nicht mehr ganz nüchtern, zurück an den Hafen und kletterte auf sein Boot. Er hatte im Laufe des Tages einen Großteil

seines Geldes verspielt und sich dann noch betrunken. Langsam und auf zitternden Beinen wankte er in seine Kajüte, legte sich völlig ermattet hin und schlief sofort ein.

7

Noch auf unsicheren Beinen stand er hinter dem Steuerrad und navigierte sein Schiff bewusst in eine ihm unbekannt Richtung. Ihm dröhnte immer noch ordentlich der Kopf, was ihm verriet, dass er am Vortag wohl über den Durst getrunken hatte. Dies war auch der Grund dafür, dass er ziemlich früh aufgebrochen war, um seine Kopfschmerzen nicht mit unnötigem morgendlichem Lärm im Hafen zu strapazieren. Sein Blick schweifte unkonzentriert umher und so bemerkte er erst nach einer Weile, dass ein Schatten immer in kurzen Abständen durch sein Gesicht huschte. Er hob den Blick und sah, dass dort etwas an dem Mast hin- und herbaumelte. Er dachte nach, ob er das schon einmal bemerkt hatte und kam zu dem Schluss, dass sich wohl ein Tau gelöst haben musste. Er sah nochmals hinauf auf den Mast, auf die leicht schwankende Rehling, das Blau dahinter.

Er ist auf dem Weg zu dem kleinen Hügel, der sich hinter Vaters Schuppen befindet. Schritt für Schritt läuft er über die Wiese. Ihm erscheint, als ob er gerne weiter gehen, aber gleichzeitig auch wieder umkehren will. Seine Neugier wächst mit jedem Schritt, den er macht, aber gleichzeitig auch seine Anspannung. Was würde ihn da hinten, hinter dem Hügel erwarten? Nach einer Weile kommt er an einem Holzzaun an, an dem er lange stehen bleibt. Schließlich umfasst er das oberste Brett des Zauns und macht sich daran, ihn zu übersteigen. Jedoch fängt er an zu zögern und steigt wenig später wieder herunter, immer noch das Brett fest umklammernd. Er blickt in den Himmel und sieht, wie sich die Wolken rasch zusammenziehen und immer bedrohlicher wirken. Sicher wird es bald regnen. Er steht noch da, das Brett immer noch fest in den Händen. Aber er fühlt sich erleichtert und wendet seinen Blick zurück zum Haus.

8

Er stand auf seinem Schiff, sein Steuerrad fest umklammernd. Erst allmählich löste sich sein Griff, bis er das Rad völlig losließ. Langsam ging er in Richtung Mast und holte das Segel ein. Dann zog er sich in seine Kajüte zurück, legte sich

auf sein Bett und döste vor Erschöpfung leicht ein. Nach einer Weile stand er wieder auf und fing an, erst einmal ein bisschen zu essen. Nach dem Essen dachte er noch einmal darüber nach, was er eben erlebt hatte. Es war jetzt schon das zweite Mal, dass er den alten Garten vor Augen gehabt hatte. Nach einer Weile und einem weiteren Kaffee fiel es ihm wieder ein: Ihm fiel ein, wie viel Angst er vor dem Hügel empfunden hatte - Angst und doch Sehnsucht, zum ersten Mal dorthin zu gehen. Er sah es ziemlich genau vor sich. Als er sich damals wieder vom Zaun abgewandt hatte, hatte sich der Himmel wieder aufgehellt. Etwas riss ihn aus seinen Gedanken. Er wusste erst nicht, was es war. Es hörte sich wie ein leises Quietschen an. Er verließ seine Kajüte, um dem Geräusch auf den Grund zu gehen. Draußen wurde das Geräusch lauter – er vernahm es neben seinem Ohr. Er drehte sich zu der Seite um und sah dort das kleine Windrad, angeregt durch den stärker gewordenen Wind, sich immer schneller um seine eigene Achse drehen. Er blickte nach oben und sah, wie in seinem Traum, wie die Wolken sich dieses Mal langsam zusammenzogen. Da fiel ihm ein, dass er immer noch nicht nachgeschaut hatte, was es mit dem baumelnden Tau auf sich hatte. Da es sichtlich nach einem Wetterwechsel aussah, ging er zum Mast und sah sich das Ganze an. Da bemerkte er, dass das Tau zur Sicherung des Segels am Quermast nur noch schlaff da hing. Als er das Segel am Mast hin- und herflattern sah, wusste er, dass er es bald reparieren musste.

9

Er rennt auf der Wiese seinem Hund nach. Er sieht, wie sich der Zaun nähert und wie sich sein Hund durch eine kleine Öffnung durchzwängt. Er selbst klettert leichtfüßig und schnell über den Zaun, um weiter hinter seinem Hund her zu rennen. Er springt vom Zaun.... Er befand sich wieder vor seinem Mast. Es windete jetzt schon deutlich stärker und es hatte leicht angefangen zu regnen. Durch den starken Wind sah er, wie sich die Verankerungen des Segels einzeln lösten. Nun setzte er zum Klettern an, denn wenn das Segel komplett weggeblasen werden würde, hätte er keine Chance vom Fleck zu kommen. Er richtete seinen Blick auf das weiße Flackern....

Ein weißer Punkt in der Ferne – nun läuft sein Hund schon den Hügel hinauf. Er läuft etwas schneller, um ihn einzuholen.

Schwankend und keuchend bestieg er den Mast. Dadurch, dass sich das eine Tau gelöst hatte, drohte nun auch noch der Querbalken hinunter zu stürzen. Der Mast war schon recht rutschig geworden durch den anhaltenden Regen.

Er hat seinen Hund schon fast erreicht. Der Boden ist glitschig, sodass er keinen richtigen Halt hat. In diesem Moment rutscht er aus und schafft es mit einem letzten Satz, seinen Hund zu erreichen und fest zu halten.

In diesem Moment rutschte er beim Klettern am Mast leicht aus und schaffte es mit einem letzten Satz, das Segel in den letzten Verankerungen zu halten.

Als er seinen Hund festhält, merkt er, dass er sich am höchsten Punkt des Hügels befindet. Dahinter ist scheinbar nichts. Steil fällt eine Felswand herab. Dahinter entfaltet sich ihm die riesige Weite des Meeres. Dies ist ein bewegender Anblick. Er hat noch nie so etwas Schönes gesehen. Warum nur hatte er Angst gehabt, diesen Ort zu entdecken. Hierbei kommt ihm der Gedanke, das Meer zu befahren und zu reisen. Dadurch würde er immer in Kontakt mit dem schönen, wunderbaren Meer stehen.

Über dem Meer hatte das Gewitter schlagartig aufgehört und durch die Wolkendecke brachen schon die einzelnen Sonnenstrahlen. Dort oben auf dem Mast sah er die Schönheit, Unendlichkeit und Vollkommenheit des Meeres. Einfach reisen – die Gewalt und Bedeutung dieses Wunsches eröffnete sich ihm wieder. Er wollte *fort*. Er wollte nicht mehr an Land.

Der Sturm hatte sich gelöst und die Wolken hatten sich vollkommen verzogen. Nun sah er wieder die Sonne, die sich langsam in Richtung des Horizonts bewegte. Die Abenddämmerung setzte ein. Er schaffte es in Kürze, seinen Mast wieder zu reparieren. Er wollte nun einfach nur in den immer währenden Horizont hinein. Er segelte somit in die Richtung des Lichts, ja, sogar in den riesigen gelblichen, in rot übergehenden Sonnenuntergang hinein, fort zu einem unbekanntem Ziel.

Birger Fuchs

Aus dem Leben eines Taugenichts

Paris, 16 April 2009, 14:12

Ich führe gerade meine Tasse zum Mund und genieße einen Moment der Ruhe, – dafür ist Starbucks wahrlich der beste Ort - da klingelt mein Handy schon wieder. Es ist das siebte Mal, dass er mich heute anruft. Wie Kanonenfeuer schießen die Wörter auf mich ein, doch ich höre nicht zu, denn ich weiß, was mein Vater mir sagen will. „Junge, wo bist du? Vor vier Stunden hättest du schon bei mir sein sollen! Ich brauche deine Unterschrift für die Bank, sofort!“, brüllte die Stimme meines *Alten*. So beginnen fast alle Gespräche mit meinem Vater: „Tu dies“, „Tu das“, „Komm her“, „Beeil dich“ und noch vieles mehr. Anstatt zu antworten, genehmige ich, der Taugenichts, wie mein Vater mich zu nennen pflegte, einen großen Schluck meines Caramel Macchiatos. Eine der schönsten Erfindungen, die das 21. Jahrhunderts hervorgebracht hatte: „Coffee to go“, dachte ich mir. Die Stimme meines Vaters ist so laut, dass sich schon die ersten Nachbarn umdrehen. „Ich fahre doch jetzt nicht zur Bank, nur damit der Getreidepreis oben bleibt“, brüllte ich zurück. Wenn die Verbraucher wüssten, dass mehr als die Hälfte der Ressourcen vernichtet wird, damit der Preis möglichst hoch gehalten wird, würde sich Einiges für meinen Vater ändern. Er lebt, um zu arbeiten, doch wo bleibt da der Spaß, das Spirituelle? – Genau. Mein Vater hat nichts außer Arbeit im Kopf, und das Gleiche erwartet er von mir. Er will mir seinen Willen aufzwingen. Darauf kann ich verzichten!“. Viele Gedanken schwirren in diesem Moment in meinem Kopf herum. Aber für das Gespräch mit meinem Vater ist kein Platz in meinem Kopf.

Dann setzt mein Herz für zwei Schläge aus.

Mit: „Anfang zwanzig, normal gebaut, blaue Augen und romantisch. So sieht mein Traummann aus“, breche ich unser Schweigen, „doch vor allem sollte er eins sein: anders!“

Nach so vielen Jahren des Wartens konnte ich mir endlich eine Reise mit meiner besten Freundin erlauben, und jetzt ist sie so schweigsam. „Du spinnst doch“, ist die Antwort meiner Freundin, „wo gibt es denn heute noch Liebe? Menschen

heiraten, um einen persönlichen Vorteil zu erlangen, zum Beispiel: bessere Steuerkonditionen oder so was. Aber keiner und ich wiederhole es gern noch einmal für dich: KEINER heiratet heutzutage noch aus Liebe.“ „Nur weil du keinen findest, der dich liebt, heißt das noch lange nicht, dass es keine Liebe gibt“, hätte ich ihr ins Gesicht schreien können, doch stattdessen schweige ich lieber und genieße die alten Fassaden von Paris. Mein Blick fällt auf eine Shopping Mall und ich sage: „Hey, lass uns doch da reingehen.“ Sie antwortet daraufhin: „Nee, ich möchte lieber spazieren gehen.“ „Na gut, wie du willst. Aber wie oft kommst du schon nach Paris, da solltest du die Chance doch ergreifen und in eine Shopping Mall gehen!“, entgegne ich. Aber da war sie schon weiter gelaufen und in Gedanken versunken. Ich krame mein Handy aus meiner Jackentasche, aber keiner hat mir geschrieben, wieder nicht. „Ach, was soll's, ich bin hier, um Spaß zu haben“, sage ich zu mir. Dann verschwindet meine Freundin plötzlich, winkt wenig später aber fröhlich aus einem Restaurant, das nur wenige Häuser neben einem Kaffeehaus steht. „Tschuldigung, aber ich sterbe vor Hunger“, war ihre Entschuldigung. Also setzen wir uns an einen kleinen, runden Tisch am Fenster, essen und beobachten die Leute, die durch die Straße hetzen. „Schon komisch, dass alle Menschen es so eilig haben, oder?“, frage ich mich.

Einige Stunden später

Ich schließe gerade die Tür auf und möchte mein Zuhause betreten, da kommt mein Vater auch schon aus dem Wohnzimmer gerast: „Wo hast du dich wieder rumgetrieben? Du bist Mitarbeiter eines Unternehmens, bekommst Lohn, – und zwar nicht zu wenig – aber du machst nichts dafür. So kann das nicht weitergehen. Du musst lernen auf eigenen Füßen zu stehen! Ich sehe da nur eine Möglichkeit: Hiermit bist du entlassen und ab sofort ist dieses Haus nicht mehr dein Wohnsitz...“ Ein wenig überrascht war ich natürlich, aber im Grunde hatte ich das schon seit Langem von ihm erwartet. Schweigend gehe ich an meinem Vater vorbei ins Haus, packe schnell das Nötigste zusammen und will mich auf dem Weg machen. Doch als ich die Türschwelle überschreite, merke ich, dass mir etwas fehlt. Aus einem unerfindlichen Grund fühle ich mich nicht vollständig. Ich renne die Treppe hoch in mein Zimmer. Da steht

sie, einsam und verlassen und will mit. Ich schultere meinen Rucksack und nehme sie in beide Hände. So verlasse ich nun meine Heimat, um mein eigenes Leben zu führen, jenseits von jeglichen Kontrolle und Monotonie. „Ich werde kein festes, sesshaftes Leben führen, sondern jeden Tag an einem anderen Ort verbringen. Jeder Tag soll ein neues Abenteuer werden. Ohne die Bindung zu meinem Vater bin ich frei!“. Diese Worte würde ich am liebsten in die Welt schreien, tu es aber lieber nicht. Die Starrköpfe würden mich noch für verrückt halten.

Ich drehe mich nicht um, als ich die Straße entlang gehe, weg von Zuhause.

Am selben Abend

Wir haben doch noch ein schönes Kleid für meine Freundin gefunden und wollten den Abend auf dem Eiffelturm verbringen. Da wir uns aber erst recht spät dafür entschieden haben, müssen wir jetzt warten. Die Wartezeit der Touristen hatten sich einige zum Nutzen gemacht. Sie wollen uns kleine Eiffeltürme aus Eisen verkaufen. Doch wir verzichten.

Aber ein wenig abseits des südlichen Eingangs steht ein junger Mann, der meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er spielt Gitarre und singt dazu. Ich meine „Wonderwall von Oasis“ zu erkennen, mein Lieblingslied. Ich löse mich aus der Schlange und setze mich in der Nähe vom Musikanten auf eine Bank. Leicht genervt, folgt mir meine Freundin und meint: „War ja klar, wenn du die Wahl zwischen einer Besichtigung eines architektonischen Meisterwerks und den Gesängen eines Mannes hast, wählst du natürlich den Mann“ Ich nicke nur, aber wir beide wissen, dass sie recht hat. „Singen kann er aber und gut aussehen tut er auch. Wollen wir ihn nicht fragen, ob er uns ein wenig begleiten möchte?“, will meine Begleiterin wissen und meine Antwort darauf lautet: „Wieso eigentlich nicht?“, sagt sie fast gelangweilt. Man darf seine Freude nicht zu sehr zeigen, sonst verrät man sich noch selber, denkt sie. Nachdem wir zwei Stunden seinen Akkorden und seiner Stimme gelauscht haben, packt der Fremde seine Gitarre ein und möchte von dannen ziehen.

Zwei junge Damen kommen auf mich zu und lächeln mich an, die eine – scheint ein wenig älter zu sein – trägt eine Tasche von einem mir unbekanntem

Modelabel. Die etwas Ältere lobt meine Stücke und ich bedanke mich dafür. Dann füge ich noch hinzu, dass ich noch viel Schöneres spielen könnte. „Möchtest du uns zum Essen begleiten?“, ist ihre nächste Frage. Da ich meinen Geldbeutel sowieso schonen muss, nehme ich dankend an. Die bisher Passive wirft mir einen langen Blick zu, den ich nicht genau deuten kann. Mein Herz jedoch setzt erneut ein paar Schläge aus. Wir setzen uns in ein Café namens Café Kléber unweit des Trocadéros.

Nachdem wir die Bestellung aufgegeben haben, prasseln die Fragen auf mich ein. „Wie lautet dein Name?“, „Wo kommst du her?“, „Was sind deine Hobbys?“, um nur Einige zu nennen. Bereitwillig beantworte ich die Fragen und erfahre so nebenbei, dass die Jüngere der beiden ein Hausboot in Hamburg hat und – als könnte es nicht mehr besser werden – lädt sie mich in ihr Haus ein.

Ihr Auto – ein schwarzer Rolls Royce Phantom inklusive Chauffeur – lässt darauf schließen, dass sie oder zumindest ihre Eltern nicht zu wenig Geld besitzen. „Mein Ziel ist, die Stadt zu verlassen. Nun gut, wenn ich jetzt sogar das Land verlassen kann... Besser kann es kaum noch kommen“, viele Gedanken fliegen mir durch den Kopf. Dann schaue ich die Jüngere noch einmal an und denke: „Vielleicht ja doch...“ Wir fahren die ganze Nacht. Aber ich bin weder müde, noch verspüre ich die Lust zu schlafen. Die Gesellschaft der beiden Frauen ist einfach zu unterhaltsam.

Wenige Stunden später

„Ob er sich für mich interessiert?“ Das ist die einzige Frage, die mir seit Beginn der Fahrt durch den Kopf schießt. Es gibt nicht viele Wege, dass herauszufinden. Leider schränkt meine sehr – oder auch zu – gesprächige Freundin meine Möglichkeiten ein, da sie ihn in ihrem Gespräch fesselt.

„Wir sind da“, lässt der Chauffeur uns wissen. Es ist sieben Uhr morgens, und die ersten Sonnenstrahlen erklimmen den Horizont. Es ist wunderschön. „Wow, so etwas habe ich ja noch nie gesehen!“, mit offenem Mund bestaunt Fynn – wie wir mittlerweile herausgefunden haben – mein Hausboot. Es ist recht groß und ungewöhnlich in der Bauweise. Es sieht weder aus wie ein Haus, noch wie ein Schiff. Ein Steg führt auf die „Terrasse“, wie ich meinen

Eingang nenne. Die „Terrasse“ folgt der Form des Hauses und bietet viel Platz für Stühle und Tische. Die Grundform des Hauses ist ein Oktaeder, also zwei Pyramiden auf ihrer Grundfläche zusammengefügt. Die gesamte Oberfläche meines Hauses besteht aus schwarzem, abgedunkeltem Glas über dem Wasser sowie unter dem Wasser aus normalem Glas. Ich nehme Fynn bei der Hand, da er sonst nie mit ins Haus kommen würde und es sich nur von draußen angucken würde. „Ich mache uns erst einmal einen Kaffee“, schlage ich vor.

Zwei Tage später - Hamburg

Dank meiner neuen Bekanntschaft, bekomme ich einen Job als SEO, wieder eine englische Abkürzung, und dabei bedeutet es einfach nur Suchmaschinenoptimierer. Ich darf im Bootshaus von Emilie wohnen, und die Arbeit liegt einen Fußweg von fünf Minuten weit entfernt. Auf dem Heimweg gehe ich immer an einer Wiese vorbei und pflückte dort Gänseblümchen für die schönste Frau der Welt. Wir kennen uns erst drei Tage, aber wir haben uns schon so viel erzählt, dass es mir wie eine halbe Ewigkeit vorkommt. Immer wenn ich nach Hause – ja, das Hausboot ist mein neues Zuhause – komme, ist das Essen fertig und mein Schatz wartet auf mich. Manchmal glaube ich, ich habe dieses Glück gar nicht verdient. Es sind Kleinigkeiten, die unsere Liebe so speziell machen. Wir sind sehr verschieden, aber im Grunde sind wir gleich. Denn nicht der Musikgeschmack oder die Auswahl der Kleider entscheidet darüber, ob sich zwei Menschen lieben, sondern der Charakter. Heute gehe ich nicht direkt ins Haus, sondern nehme mir meine Gitarre und setze mich auf die Terrasse und fange an zu singen:

Tonight it's very clear

As we're both lying here

There's so many things I wanna say

I will always love you

I will never leave you alone

Sometimes I just forget, say things I might regret

It breaks my heart to see you crying

*I don't wanna lose you
I could never make it alone*

*'Coz I am a man who will fight for your honor
I'll be the hero that you're dreaming of
Gonna live forever knowing together
That we did it all for the glory of love*

*You keep me standing tall
You'll help me through it all
I'm always strong when you're beside me
I have always needed you
I could never make it alone...**

„Das Lied habe ich noch nie zuvor gehört“, vernehme ich ihre liebevolle Stimme. „Kannst du auch nicht, Spatz, denn ich habe es erst heute für dich geschrieben“, entgegne ich.

Langsam nähert sie sich und ihr rosiger Duft weht mir entgegen. „In der Abendsonne sieht sie aus wie ein Engel. Vielleicht ist sie ja einer“, schießt es mir durch den Kopf. Ihre weichen Lippen berühren meine, und wir verharren für mehrere Minuten diesen liebetrunkenen Kuss.

Am nächsten Tag muss ich früh aufstehen, lasse meine Liebste jedoch schlafen. Aufgrund meiner guten Mitarbeit – und höchstwahrscheinlich auch aufgrund eines guten Wortes von Emilie – befördert mich mein Chef schon am zweiten Arbeitstag. Mein Chef, Elias Gröger, musste dann aber schnell das Büro verlassen und hinterließ mir einen Berg von Arbeit. Leicht verspätet komme ich Zuhause an, höre Stimmen. Ich lege meine Sachen ab und schleiche um die Ecke und traue meinen Augen nicht. Mein Ein und Alles sitzt auf dem Schoß meines Chefs...

Mit Tränen in den Augen packe ich meine Sachen und laufe weg. Ich laufe, bis ich ein Feuer in meinen Lungen spüre und ich nicht mehr weiter laufen kann. Ich rufe mir ein Taxi und bitte den Taxifahrer, mich zum Flughafen zu bringen. Dort angekommen, nehme ich den nächsten Flug nach Venedig. Warum

Venedig? Ich wollte da schon immer hin. Und vielleicht finde ich dort, was ich suche. Gib jedem Tag die Chance, der Beste deines Lebens zu werden. Das ist mein Motto.

Zwei Wochen später – Hamburg

„Wo kann er denn nur sein?“, fragt mich Elias. „Woher soll ich das denn wissen... Wieso ist er überhaupt weggegangen? Ich, nein, wir waren doch so glücklich“, schirren meine Gedanken durch meinen Kopf. „Was haben Noah und Luis herausgefunden?“, will ich von meinem Bruder wissen. Elias' Antwort darauf ist: „Warte einen Moment, Schwesterherz, ich telefoniere gerade mit ihnen. Sie sind in Italien.“

„Italien? Was macht er denn da? Ich verstehe gar nichts mehr“, hängt sie ihren Gedanken nach.

Italien, Venedig – Ein paar Stunden später

Niemand wird je so sein wie sie.

Ich will sie oder niemanden!

Mit diesen Gedanken verfall ich in einen tiefen Schlaf, der der letzte für mich sein sollte... den ich alleine führen musste.

Ich öffne meine Augen und schaue auf einen mir nur allzu bekannten Fluss. Ist das ein Traum? Ich rieche den rosigen Duft. Ich spüre ihre Nähe. Aber sie hatte doch etwas mit meinem Chef angefangen! Das verstehe ich nicht.

„Guten Morgen, mein Liebling“, vernehme ich ihre Stimme. Ich richte mich auf und schaue ihr in ihre tiefen, grünen Augen. Ich frage sie: „Was ist passiert?“ Sie meint, dass ich plötzlich weg war und sie mit ihrem Bruder eine Suche organisiert hat, um mich so schnell wie möglich zu finden und zurückzubringen. „Aber der Mann, der dich auf dem Schoß hatte“, erwidere ich. Daraufhin lacht sie, es ist ein herzliches Lachen, dem kein Mann widerstehen könnte. Sie bückt sich über mich und flüstert mir ins Ohr: „Das war nur mein Bruder.“ Das Eis in meinem Herzen schmilzt so schnell wie das Feuer der Leidenschaft wieder entfacht.

*Ausschnitt aus „New Found Glory – Glory of Love“

Der moderne Taugenichts

1

Ich saß mal wieder mit dem Rücken an der Windschutzscheibe auf der Motorhaube des Chevrolet Chevys in unserem Vorgarten. Der Wagen gehörte ursprünglich meinem Vater, doch nun hatte er nicht mal mehr einen Motor und somit war das sein einziger Zweck. Mit Vorgarten verspreche ich eigentlich auch zu viel, denn neben Wellblechen, Drähten, dem verrosteten Motors des Chevys und diversem anderen Schrott, deutete nur eine mickrige Zierkirsche darauf hin, dass dieser Ort ursprünglich ein Vorgarten gewesen war. Die Sonne war heiß und die warme Luft strich über meine Haut. Nur ab und zu kühlten mich leise Windhauche, sodass ich nicht schwitzte.

Hier auf der warmen Motorhaube zu liegen und mich von der Sonne liebkosen zu lassen war eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. So fühlte ich mich wohl. Eigentlich kam ich jeden Tag hier her. Einfach um nichts zu tun und nichts zu müssen.

Manche Leute kommen an solche Orte um über sich und die Welt nachzudenken. Ich kam hier her um an nichts zu denken. Das klingt jetzt vielleicht so, als brauchte ich meine täglichen Auszeiten von Job und Familie, aber dem war nicht so. Das war einfach mein Way of living. Chillen und nichts weiter. Wenn mir das Nichtstun, Nichtsmüssen und häufig auch Nichtsdenken einmal zu dumm wurde, nahm ich oft meine Gitarre heraus und erfüllte meine Idylle mit ein paar meiner Sounds. Dazu grillte ich mir ein paar Marshmallows über einem Topf in dem ich Feuer machte.

Ich hatte allerdings auch meine Pflichten. Zweimal am Tag musste ich mich um meine bescheidene Plantage kümmern, welche mittlerweile schon aus zwölf Pflanzen bestand. Ich musste sie gießen und nach Tierchen untersuchen. Anschließend ging ich meistens in den Schuppen, um die Knollen aufzusammeln, die von den getrockneten Pflanzen herunter gefallen waren. Mit dem frisch getrockneten Shit ging ich zurück in den Vorgarten auf den im Sonnenlicht glänzenden Chevy und rauchte mein Tütchen*.

Es dauerte nicht lange und ich raste mit Easy-Ryder-Feeling im Chevy über den Highway.

Als ich nun eines Mittwochs so dalag und vor mich hindöste sah ich meinen Vater daher kommen. Er kam gerade aus unserer Bäckerei von der gegenüberliegenden Straßenseite und sah nicht sehr glücklich aus. Es amüsierte mich meinen, mit Mehl bedeckten, Daddy dabei zu beobachten wie er auf mich zugetrottet kam. Bei mir angekommen wartete ich geduldig bis er sich gesammelt hatte. „Junge ich hab's satt!“, sagte er. „Schieß los Pappi, was liegt an?“. Eigentlich konnte ich es mir denken: ich solle aufhören auf der faulen Haut zu liegen, mitkommen und im Laden helfen. Die Bäckerei war schon seit Generationen in den Händen unserer Familie und ich glaube, dass mein Vater es gern gesehen hätte wenn ich ab und zu den Eindruck gemacht hätte sein Nachfolger zu werden. Aber na ja, vielleicht irre ich mich auch.

„Junge, genug hast du mir auf der Tasche gelegen. Ich habe dich groß gezogen und jetzt ist es Zeit, dass du etwas aus dir machst. Ich habe ein paar hundert Dollar zusammen gespart, die möchte ich dir mitgeben.“

Was diese Entscheidung meines Vaters betrifft hätte wohl schlucken sollen, aber ich hatte immer noch das Bild im Kopf, wie er gerade durch den Schrott zu mir her gestolpert war. Ich konnte also nur grinsen. Ich erinnerte mich noch einmal an das was er gerade gesagt hatte. Die Idee schien mir gar nicht übel und so willigte ich ein. Inzwischen war ich aufgestanden und ging nun hinters Haus. „Was machst du jetzt?“, fragte mein Vater. „Hast du schon einen Plan?“. „Also jetzt wollte ich mich eigentlich gerade von meinen Pflanzen verabschieden. Dann auch schon los glaube ich. Oder was meinst du?“.

Kopfschüttelnd ging mein Vater ins Haus. Nachdem ich bei meinen Pflanzen war ging ich auch hinein um meinen Rucksack zu packen. Ich verabschiedete mich kurz bei meinem Vater, nahm meine Gitarre und trat vor die Tür. Die Sonne stand hoch und zwang mich dazu die Augen zusammenzukneifen. Jetzt ging es also los.

Aus dem Vorgarten raus, stockte ich allerdings. Wohin eigentlich? Rechts? Links? Geradeaus bestimmt nicht, denn da stand die Bäckerei.

Ich zündete mir zunächst eine Tüte*² an und entschied mich dann spontan für rechts.

Kaum eine Minute daher geschlendert kam mir mein Vater hinterher. Er brachte mir das Geld, dass ich anscheinend liegen gelassen hatte.

So wie ich also das Dorf entlanggehe macht sich in mir ein angenehmes Gefühl breit und ich bekam immer mehr Lust diesen immergleichen Ort zu verlassen. Viele Leute guckten aus dem Fenster und tuschelten über mich, aber das erfüllte mich mit nur noch mehr Stolz.

Die Sonne stand mir nun im Nacken und wärmte mir den Rücken. Dazu wehte ein laues Lüftchen und hie und da zwitscherte mal ein Vogel. Ich war dankbar für alles was mir mein Leben bis jetzt beschert hatte und blickte mit Zuversicht dem entgegen, was jetzt noch kommen würde.

Ich nahm meine Gitarre heraus und spielte vor mich hin. Das Dorf lag nun schon eine Weile hinter mir und die Gedanken an mein Zuhause wurden immer schwächer.

So im Trance, im Einklang mit der Natur, meinen Sounds und dem bezauberndem Weed vergaß ich alles um mich herum. So bemerkte ich auch die tuckernden Motorgeräusche des Volkswagen T1s nicht. Der gelbe Minibus fuhr wohl schon eine Weile neben mir her.

„Ey du, abgefahrenes Zeug was du da spielst!“, rief eine gutaussehende junge Frau, die sich aus dem Auto lehnte. „Wo geht’s hin?“.

Die Frage hatte ich mir ja selbst noch nicht mal beantwortet, also sagte ich nach einer kurzen Pause einfach: „New York!“.

Die Frau verschwand im Auto, und der Bus fuhr davon. Auch gut dachte ich mir und widmete mich wieder meiner Gitarre. Ein paar Minuten später kam der gelbe Bully jedoch wieder zurück und blieb neben mir stehen. Eine zweite Frau, die hinten saß schob die Schiebetür auf und bat mich einzusteigen: „Steig ein Mann. Wir fahrn auch nach New York City!“.

So stieg ich also ein.

Wir waren zu viert im Auto. Zwei Frauen, ein junger Mann und ich. Ich setzte mich auf die Rückbank, die Beine auf der Lehne des Sitzes vor mir. So lag ich eine Weile da und machte Musik. Der VW-Bus war innen wie außen gelb und hatte ein Glasdach, sodass man stets den Himmel über sich betrachten konnte.

Nach ein paar Stunden fing es an zu regnen und die Tropfen prasselten auf das Dach. Ich erinnerte mich an meinen Vater und daran, dass er jetzt wohl für eine Weile allein sein würde. Mit diesen Gedanken schlief ich ein.

Als ich erwachte hielten wir gerade an.

2.

Der Taugenichts lebt in den Tag hinein. Es kommt was kommt und egal was es ist, es kommt dem Taugenichts gerade recht. Sorgen kennt er eigentlich nicht und wenn ihm doch etwas auf der Seele liegt, ist das auch schnell wieder vergessen. So wie Eichendorffs Taugenichts lebt auch der unsere mit seinem Vater in einem kleinen Dorf. Der Vater besitzt einen Betrieb von dem er sich wünscht, dass er eines Tages von seinem Sohn übernommen wird. Doch das juckt den Taugenichts herzlich wenig. Ihn interessieren nur die Musik und das Faulenzen in der Natur. Wenn sich der alte Taugenichts von der Natur verzaubern lässt, raucht der moderne einen Joint.

Selbst mit dem Rausschmiss seines Vaters freundet sich der Taugenichts schnell an und verlässt prompt das Haus. Er tut bevor er denkt. Auf die Idee sich einen Plan zu machen käme der Taugenichts nie. Deshalb bemerkt er auch erst auf der Straße, dass er gar nicht weiß wohin er eigentlich soll. Aber auch das stellt keine Schwierigkeit dar. Man entscheidet sich für eine Richtung und die Reise kann beginnen.

3.

Als wir am nächsten Morgen nun alle aufgestanden waren und uns für die Abreise zum Konzert fertig machten, stieg die Freude bei mir ins grenzenlose. Ich konnte es kaum erwarten, bei dem Konzert zu sein. Dann würde ich endlich diese wunderschöne Frau wieder sehen. Ihr bezauberndes Antlitz hatte mich so tief berührt, dass ich nicht mehr der Selbe war. Der Blick aus ihren Augen ging durch meinen Körper und hinterließ eine wohlfühlende Wärme. Ich konnte ihn nicht vergessen, und wollte es auch nicht. Schon bei dem Gedanken, dass ich sie wieder sehen werde, wollte ich am liebsten einen doppelten Salto in die Luft machen.

Als wir nun alle für die Abfahrt bereit waren, wurde mir klar, dass ich hier her, nach New York, vielleicht nicht wieder kommen würde. Ich hätte früher sowieso nie geglaubt, wenn mir jemand erzählt hätte, dass ich eines Tages mal mit Freunden alleine in diese prächtige Stadt kommen würde. Ein bisschen schwermütig lud nun auch ich mein Gepäck in den Bus ein. Ich atmete noch mal einen tiefen Zug der Großstadtluft ein und stieg schließlich auch in den Bus.

Während wir nun Stadtauswärts fuhren, blickte ich mich noch einmal um und sah die riesigen Gebäude, die wie gigantische Türme in den Himmel ragten und die Straßen, die zwischen den Türmen wie ein Labyrinth verlaufen mit den Autos darauf, immer kleiner werden. Es war beeindruckend, wie riesig die Stadt ist, wenn man mitten zwischen den Gebäuden steht. Jetzt von weiter weg betrachtet sah die Stadt so still und friedlich aus. Schon beeindruckend, was für eine Hektik und was für ein Stress mitten drin herrscht.

Nun begann die Fahrt endlich richtig.

Die Landschaft veränderte sich. Es wurde auf einmal alles grün, Bäume, Felder, Wiesen, taten sich auf. Irgendwie erinnerte mich das an zu Hause. Wie sie wohl alle staunen würden, wenn ich wieder nach Hause käme und ihnen erzählen würde, dass ich in New York gewesen war. In diesem Moment kamen mir Erinnerungen an zuhause und meine Eltern. Doch irgendwie bereute ich meine Entscheidung, gegangen zu sein nicht.

Doch als ich an meine Mutter dachte, die immer versucht hat zwischen meinem Vater und mir zu vermitteln, wurde ich ein wenig wehmütig. Doch als mir dann mein Vater wieder in den Sinn kam, verging mir das schlechte Gewissen wieder so schnell, wie es gekommen war. Ich wandte mich wieder der ausgelassenen Stimmung im Bus zu.

Nachdem wir nun ein paar Stunden unterwegs waren und wir alle fröhlich die Fahrt genossen, holte Joe seine Gitarre aus dem Koffer und fing an, einfach drauf los zu spielen. Wir stimmten alle mit ein und es war so leicht und unbeschwert, dass wir den ganzen Tag hätten so weiter spielen können.

Gegen Mittag mussten wir an einer Highway-Tankstelle anhalten und tanken.

Wir erkundigten uns, wie lange wir wohl noch nach Woodstock brauchen würden und wir erfuhren, dass wir sehr gut in der Zeit lagen.

Wir brauchten also keinen Stress haben oder Panic zu machen, sondern konnten einfach so gemütlich und locker weiter fahren, wie vorher. Wir aßen eine Kleinigkeit und fuhren schließlich weiter. Ich schloss irgendwann die Augen, schlief ein und fing an zu träumen.

Ich träumte davon, wie ich mit der Frau meiner Träume auf der Bühne stehen und Musik spielen würde. Ich träumte davon, mit ihr in New York zu leben und weiterhin mit ihr auf der Bühne zu stehen.

Als ich wieder aufwachte, war es schon fast dunkel draußen. Wir beschlossen, den Highway beim nächsten Dorf zu verlassen und uns eine Unterkunft für die Nacht zu suchen. Wir fanden schließlich eine Familie, die auf einer Farm lebt und die uns erlaubte, die Nacht über in ihrer Scheune zu schlafen. Die Frau war sehr großzügig, sie brachte uns noch etwas zu essen und zu trinken in die Scheune.

Wir spielten gemeinsam noch ein bisschen Gitarre und schliefen alle irgendwann gemütlich im warmen und weichen Strohbett ein. Wir standen am nächsten Morgen recht früh auf, bedankten uns herzlich bei der Familie und fuhren schließlich mit unserer Reise fort.

Statt zu frühstücken, bauten wir uns lieber einen Joint. Nachdem wir aufgeraucht hatten, erreichten wir den Highway in Richtung Woodstock. Wir hatten alle gute Laune und fingen wieder an, auf unseren Musikinstrumenten zu improvisieren. So wie die Zeit verging, vergingen noch ein paar weitere Joints. Wir waren allesamt gut drauf, lachten und hatten Spaß, bis wir auf einmal ein Blaulicht und eine Sirene wahrnahmen. Plötzlich setzte sich ein Highway-Polizeiwagen vor uns und zwang uns zum anhalten. Als unser Bus stand und die Polizisten uns aufforderten auszusteigen, wurde uns erst bewusst, dass der gesamte Bus voller Qualm war. Wir öffneten die Tür und eine blaue, wohlriechende Dunstwolke schwebte den Polizisten entgegen. Schlagartig wurde uns bewusst, dass wir nun in ernstesten Schwierigkeiten steckten.

Die Polizisten wollten uns gerade unsere Rechte vorlesen und verhaften, als zwei Sportwagen mit gefühlten 170 Meilen/Stunde an uns vorbei rauschten. Verduzt und völlig perplex folgten unsere glasigen Augen den beiden Autos. Als die Polizisten wieder aus der Staubwolke, die die beiden Autos aufgewirbelt hatten, auftauchten, waren die beiden schon mit Höchstgeschwindigkeit auf dem Weg zu ihrem Auto und danach sofort unterwegs, um die beiden Raser zu verfolgen.

Als wir den Polizeiwagen nicht mehr sehen konnten, guckten wir uns mit fragenden und übergelücklichen Gesichtern an. Ich kam aus dem Staunen gar nicht mehr raus und Tina sagte nur immer und immer wieder „Wow, wie krass!“. Wir konnten unser Glück gar nicht fassen.

Als wir uns wieder beruhigt hatten, stiegen wir wieder ein und fuhren weiter. Wir beschlossen allerdings, einen kleinen Umweg über die Nebenstraßen zu fahren, dies war jedoch nicht weiter schlimm, da wir sowieso noch genug Zeit hatten und wir uns keine Sorgen machen mussten.

Der weitere Tag verlief ohne weitere Zwischenfälle. Wir fuhren bis es anfang zu dämmern. Da das Wetter den ganzen Tag wunderbar war und den ganzen Tag über die Sonne geschienen hatte, beschlossen wir, dass wir auf einer großen, grünen, gemütlichen Wiese, nicht weit ab vom Highway, die Nacht verbringen wollten.

Da der Schock vom Mittag uns alle etwas mitgenommen hatte, schliefen wir alle recht schnell nach einem ausgiebigen Abendessen unter dem klaren, großen Sternenhimmel ein.

Wir ließen den nächsten Morgen ruhig angehen und genossen es, in der Sonne auf der Wiese zu liegen. Um die Mittagszeit brachen wir wieder in Richtung Woodstock auf. Wir fuhren eine Weile, bis uns die nächste unangenehme Überraschung traf. Durch den ganzen Schock und die Aufregung vom Vortag, hatten wir vergessen zu tanken. Unser Bus machte bloß ein paar klappernde Geräusche, der Motor ging aus und wir kamen langsam zum Stehen.

Wir sahen uns an und fragten uns wie es nun weiter gehen sollte. Niemand aus der Gruppe erinnerte sich an eine nahe gelegene Tankstelle. Die einzige Idee

die wir hatten, war ein kleiner Bauernhof, etwa eine Stunde zu Fuß entfernt, von der Wiese wo wir übernachtet hatten.

Joe und ich machten uns auf den Weg zu dem Hof. Wir gingen und gingen und gingen. Irgendwann erreichten wir eine Kreuzung, an der wir nicht weiter wussten. Wir entschieden uns für den rechten Weg, was sich bald als falsch erweisen sollte. Joe und ich wanderten also zurück und den linken Weg entlang. Nach einer kurzen Zeit hörten wir ein Auto hinter uns. Wir drehten uns um und hofften auf eine Mitfahrgelegenheit. Doch zu unserer Überraschung war es schon wieder ein Polizeiwagen. Wir blieben stehen, und so auch die Polizisten. Es waren die Selben vom Vortag, die uns angehalten hatten.

Ich begrüßte die Beamten und fragte sie, ob es ein Problem gäbe. Sie entgegneten, dass wir ihnen bloß bekannt vorkämen und ob wir zu dem Bus gehören, den sie am Vortag angehalten hatten. Wir verneinten und entgegneten, dass die Polizisten sich irren müssten. Die Herren fragten zum Glück auch nicht weiter nach. Einer der Männer fragte uns, was wir zu Fuß am Highway zu suchen hätten. Wir antworteten, dass wir eine Tankstelle suchten, weil wir mit unserem Auto liegen geblieben waren.

In mir stieg die Furcht wieder herauf. Was ist, wenn sie uns zu einer Tankstelle fahren und dann auch zu unserem Bus?

Dann erkennen sie doch, dass wir es sind.

Die Polizisten boten uns an, uns zu einer Tankstelle mitzunehmen. Wir gingen unter Bedenken das Angebot ein. Nachdem wir an der Tankstelle waren und uns Benzin besorgt hatten, fragten die Beamten uns, ob sie uns noch zu unserem Auto zurück bringen sollten. Wir verneint abermals und entgegneten, dass wir noch was essen gehen wollten. Die Polizisten gingen zum Glück nicht weiter auf uns ein. Wir bedankten uns und die Polizisten traten ihren Rückweg an.

Wir fragten uns nun, wie wir den ganzen Weg zurück zu unserem Bus, überstehen sollten. Da schnappten wir ein Gespräch zwischen einem Trucker und dem Tankwart auf. Es schien, als ob der Trucker auch auf dem Weg nach Woodstock sei.

Wir gingen auf ihn zu und fragten ihn höflich, ob er wohl so nett sie und uns mit zu unserem liegen gebliebenem Bus nehmen würde. Er entgegnete, dass es kein Problem sei, da er ja in die Selbe Richtung wolle.

Nach einer Weile endlich bei unserem Bus angekommen, bedankten wir uns bei dem Trucker, stiegen aus und stießen endlich, mit genug Benzin für die restliche Fahrt nach Woodstock, zu unseren Freunden.

Wir tankten den Bus voll, stiegen alle ein und fuhren endlich weiter. Wir hatten immer noch genug Zeit bis zum Konzert und sollten sogar einen Tag früher ankommen.

Nachdem ich die ganze Aufregung und unser Glück des Tages noch einmal Revue passiert hab lassen, schlief ich irgendwann fest ein...

4.

Die Nacht hatte ich mehr oder weniger sehr ungemütlich verbracht, ich lag in einem von Motten zerfressenden braunen Kartoffelsack, durch den ich meine Beine an beiden Sackenden hindurch stecken konnte. So daliegend erinnerte ich mich selbst an ein Baby, welches hilflos und lächerlich zugleich in seiner Windel lag und von anderen versorgt werden muss. Irgendwie kam ich dann doch zu meinem Schlaf.

Als ich wieder aufwachte, vernahm ich nicht mehr das Röhren und Vibrieren des alten Motors unseres Busses, sondern gedämpfte Stimmen von draußen. Meine ersten Schritte aus dem Bus wurden von der Abendsonne, die noch über den Baumwipfeln der umliegenden Hügel stand und die unzähligen kleinen und großen Zelte in ein warmes Licht tauchte, begleitet und zugleich wurde der muffige alte Gestank durch den vom frischem Gras abgelöst. Ich hatte wohl den ganzen Tag verschlafen und nun stand ich in mitten eines Feldes umringt von weiteren bunten Volkswagen-Bussen, provisorisch aufgestellten Zelten und kleinen Menschengruppchen, die sich alle um eine hölzerne Bühne tummelten um an ihr letzte Vorbereitungen zu treffen.

Gerade hieften sie eine der riesigen Boxen in die Höhe um sie an ihren bestimmten Platz zu befestigen. Sie erinnerte mich an die Stammkneipe aus unserem kleinen Village: The Green Bottle. Hier traten ab und zu kleinere Bands aus der näheren Umgebung auf und beschallten uns mit den neusten

Hits des Rock und Blues, auch wenn sie natürlich nie so gut waren wie die Originale, war es immer ein Highlight an unseren Abenden. Dazu gab es im The Green Bottle auch noch ein kleines Hinterzimmer, oft und gerne von uns genutzt, um uns mal wieder einen Rausch zu verschaffen. Elizabeth die Barkeeperin, von uns eigentlich nur Beth genannt, hatte dieses Hinterzimmer immer für uns freigehalten und nie irgendwas gesagt wenn wir unsere Spliffs geraucht haben. Sie hat uns immer verstanden und manchmal auch den einen oder anderen Zug verlangt. Es war fast selbstverständlich, dass ich auch hier mein erstes Mädchen getroffen habe, sie heißt Emily und war 7 Jahre älter als ich und auch ein Stammgast. Ich habe sie schon immer toll gefunden. In den Zeitschriften meines Dads waren immer diese Werbemädchen abgebildet, und Emily entsprach genau deren Aussehen. Sehr lange und dunkle schwarze, leicht gewellte Haare, zierliche Lippen, die Feuerrot geschminkt waren und ein verführerisches Lächeln. Klar fand nicht nur ich sie toll und auch klar, dass sie jeden hätte haben können. Umso mehr bin ich bis heute verwundert warum sie es gerade mit mir gemacht hat.

An den Abend selbst kann ich mich nicht mehr genau erinnern, nur dass ich dieses neue Wunderzeugs geraucht und ein paar Bier gekippt habe. Die anderen erzählten mir, dass ich einfach zu ihr hingegangen bin und sie angesprochen hätte. Was ich genau gesagt habe weiß keiner so wirklich, außer vielleicht Emily. Zumindest nahm sie mich an die Hand und sie haben beobachtet wie sie mit mir in ihrem roten Chevy weggefahren ist.

Aufgewacht bin ich mit einem dicken Schädel, in dem es nur so wummerte und einer kleinen Flasche Jacky, direkt auf einer Parkbank. Wie ich hier hingekommen war konnte ich mir natürlich selbst nicht erklären. Emily habe ich dann nur noch ein oder zwei Mal im Green Bottle gesehen. Gesprochen haben wir nie mehr miteinander und irgendwann, so hat es Beth erzählt, sei sie wohl weggezogen, doch keiner wusste wohin. Das ist jetzt schon einige Jahre her.

Langsam merkte ich wieder meinen Hunger, ich musste vor zwei Tagen das letzte Mal was Ordentliches gegessen haben, mal abgesehen von dem alten trockenen Brot aus dem Bus. Ich durchwühlte meine Taschen nach ein bisschen Kleingeld, fand die Papers und das kleine Tütchen mit dem Gras und genau

3Dollar und 47Cent. Doch weit und breit konnte ich außer den Bussen keine kleinen Buden erkennen, wo ich etwas hätte essen können und meine Leute waren auch nicht anzutreffen. Es blieb mir wohl nichts anderes übrig als bei einem der nächst besten Bussen vorbeizuschauen.

Nun stand ich auch schon vor einem lilafarbenen T1 mit orangenem Dach, dessen runden Kugelscheinwerfer mit weißen Blümchen verziert waren und das VW-Symbol durch ein Ying und Yang- Zeichen ersetzt worden ist. Die grünen und gelben Blümchen an den Seiten sowie die bunten Gardinen die allesamt zugezogen waren, rundeten das Gesamtbild ab.

Nach dem ersten Klopfen höre ich nur ein leichtes Stöhnen und Rappeln aus dem Inneren des Wagens, bis mir die Schiebetür geöffnet wird und ich in die Knopfaugen eines blonden Mädchen schaute, die auch mich völlig schläfrig und ungeniert, obwohl sie mir ihre nackten Brüste entgegenstreckte, anblickte. Ungläubig brachte ich nur ein leicht stotterndes „Äh, hahb ihr mal, äh, 'nen bbisschen was zum Essen da?“ hervor und konnte meinen Blick nicht von ihrer Blöße abwenden. Aus dem hinteren des Wagens nahm ich nur ein „Wer isn da?“ war, worauf mein Gegenüber antwortete, dass es nur ein Typ sei, der Essen haben will. „Uhahh“ gähnte sie, „lass ihn doch rein, hier müssten irgendwo noch ein bisschen Brot und Aufschnitt rumliegen. Frag ihn ob er Geld hat!“ Darauf entgegnete ich schnell, dass ich wohl was habe und wurde sanft in den Bus gezogen.

Der Geruch im Bus kam mir sehr bekannt vor. Fast genauso muffig wie der meiner Mitreisenden, allerdings mit einem Hauch von Blumenduft. Wahrscheinlich von den getrockneten Blumen, die auf einem dünnen Netz lagen, das direkt unter dem Fahrzeugdach gespannt worden ist. Beide Mädels schauten mich an und mussten spontan anfangen zu lachen. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich den Blick vom Netz abgewandt hatte und wieder den Brüsten entgegen starrte. „Na, lang nicht mehr so was gesehen, he?“ Ich merkte wie ich etwas rot anlief und versuchte lässig-wirkend zu antworten: „Ach quatsch, nur deine sind so ganz besonders, äh,schön!“ Das Knopfaugenmädchen schaute an sich runter und dann zu ihrer Freundin. Zu meinem Glück fingen nun beide an herzlich lachen.

Als ich das letzte Mal auf meine Uhr geschaut hatte war es kurz vor 23 Uhr gewesen. Ich lag zwischen zwei hübschen Mädels in einem lilafarbenen Bus, mit weiß umrandeten Bullaugen und einem Autodach, welches ab und zu ein paar Blüten preisgab, die auf einen runter rieselten, hatte drei Käsebröte und ein Wurstbröte gegessen, dazu ein wenig Wasser getrunken und mit meinen Begleiterinnen über Gott und die Welt gesprochen.

Es stellte sich heraus, dass das blonde Knopfaugenmädchen in Wahrheit Patricia und ihre Freundin Jane hieß. Sie hatten sich auch erst vor knapp einem Monat kennen gelernt, als Jane Patricia am Rande des Fährhafens aufgegriffen und mitgenommen hatte. Patricia, die aus einem kleinen Vorort von Liverpool stammte, hatte ihre kompletten Ersparnisse und das Einsegnungsgeld für den Trip in die U.S.A. ausgegeben um sich ihren Traum von W. zu erfüllen. Janes Vater hatte einen wohl sehr gut laufenden kleinen Einkaufsladen. Einen von diesen neuen, wo man fast alles auf einmal kaufen konnte. Er ist, so erzählte Jane, echt gut drauf und hatte ihr erlaubt, nach W. zu reisen. Patricias Eltern wissen wohl noch immer nicht wo sie ist, aber sie hat vor ihnen mal eine Postkarte zu schicken, damit sie sich keine Sorgen machen müssen, so sagte sie. Ich überlegte, ob ich meinem Vater nicht auch mal eine Postkarte schicken sollte, immerhin bin ich jetzt schon eine ganze Weile unterwegs gewesen und auch er hat sicherlich Bedenken, was mit mir geschehen sein könnte.

Ich gab ein lautes Gähnen von mir und merkte wie in mir die Müdigkeit sich langsam wieder bemerkbar machte. Komisch, denn eigentlich bin ich doch erst vor kurzem aufgestanden. Mein Kopf neigt sich zur Seite und ich sah die geschlossenen Augenlider von Patricia. Ihr Gesicht wirkte gar nicht mehr so klein, ohne die großen braunen Augen. Ich schaute sie einen Moment lang an, wie sie ruhig atmete und ihre Nasenflügel leicht vibrierten wenn Luft durch sie hindurch strömte.

Ein leichtes Kraulen an meinem Rücken riss mich aus meinen Gedanken. Es wurde stärker und intensiver. Ein schönes Gefühl, eigentlich zu schade um dagegenzuwirken. Ich drehte meinen ganzen Körper und lag direkt vor Jane. Drei Strähnen von ihren rotgoldenen Haaren lagen in ihrem Gesicht und betonten ihr schmales hübsches Kinn. Zuvor waren mir ihre hellblauen Augen gar nicht so wirklich aufgefallen, doch jetzt, verstärkt durch die kleine

brennende Lampe des Autodachs, glitzerten sie mir entgegen, fast als wenn sie selbst die Quelle des Lichts waren. Sie biss auf ihre schmalen Lippen mit ihren Zähne herum, bis sie kleine Abdrücke auf ihnen hinterlassen hatten. Was vor ein paar Stunden die Brüste von Patricia gewesen waren, waren jetzt die Augen von Jane. So lagen wir nun einige Minuten, die Blicke nicht von einander abwendend. Nur das leise Summen der Autolampe war zu hören.

„Tricia, hat einen tiefen Schlaf, ich denke nicht, dass sie aufwachen würde.“

Langsam rutschte sie näher und ich konnte ihren warmen feuchten Atem auf meinem Gesicht spüren. Sie schloss ihre Augen und presste ihre trockenen Lippen auf meine. Eine Wärme durchfuhr meinen Körper und ich gab mich voll dem Moment hin. Sie konnte nun alles von mir haben.

Der Regen prasselte laut auf das Dach des Busses und die Luft war von Feuchtigkeit durchtränkt, auf meiner Brust waren kleine Wasserperlen auszumachen. Neben mir lagen nur zwei leere aufgewühlte Decken. Einen Moment lang musste ich mich erst besinnen wo ich war und ob ich alles doch nur geträumt hatte. Das rollende Geräusch der aufgehenden Schiebetür unterbrach meinen Gedankengang und eine völlig durchnässte Patricia grinste mir entgegen. „Nun beeil’ dich doch mal! Es hat schon alles angefangen.“ Auch jetzt bemerkte ich die Musik, die fast gänzlich vom Prasselregen verdeckt worden war. „Jetzt komm!“ Schnell zog ich meine Jeans und mein Shirt an und stürmte nach draußen.

Ich musste einen Moment inne halten um das Spektakel auf mich wirken zu lassen. Hunderttausende Menschen tanzten zu den Riffs und Beats sämtlicher Bands, und obwohl der Regen einem stark zusetze hatte man das Gefühl die Sonne würde direkt über uns scheinen. „Jane ist schon weiter drin, komm wir versuchen sie zu finden“, rief Patricia mir zu und zog mich mitten in die Menge. An mir fluteten die Menschen nur so vorbei und wir gelangen immer näher an die hölzerne Bühne heran. Es wurde immer schwieriger vorwärts zu kommen, doch Patricia umklammerte meine Hand sehr kräftig um mich ja nicht zu verlieren. „Weißt du wo eigentlich wo sie genau ist?“, fragte ich. „Wir sollten sie direkt unter dem rechten Lautsprecher finden. Da wartet sie mit Seth.“ Ich fragte sie wer Seth sei, doch durch den Lärm konnte ich von ihrer Antwort nur so etwas wie „...krasses Typ...nen Freund von ihr“, verstehen.

Als wir sie endlich gefunden hatten, verstand ich was Patricia mit „krasser Typ“ meinte. Seth war wirklich groß, hatte aber trotzdem Haare bis zum Po, die durch ein Stirnband aus der Stirn gehalten wurden. Seine Brille war rund und verspiegelt und seine Weste, die er über seinem selbstgefärbten T-Shirt trug, mit unzähligen Buttons und Flickern mit verschiedensten Protestsprüchen bestickt.

Jane stellte mich ihm kurz vor, doch es schien, als wenn es ihn nicht interessieren würde wer ich bin und nölte mir nur irgendwas Gequältes entgegen. Nach kurzem hin und her hielt ihm Jane ein paar Dollar-Scheine hin, die er fast widerwillig annahm und ihr ein kleines Tütchen überreichte. Jane verabschiedete sich kurz mit einem Kuss auf die Wange von ihm und drehte sich mit einem Lächeln zu uns um. „Kommt mit!“ Ohne weiter zu fragen, schlossen wir uns ihr an.

Sie führte uns wieder direkt aus der Menschenmasse und von der Bühne weg, in Richtung des lilafarbenen Busses. Dass wir vergessen hatten die Tür zuzuziehen, schien sie nicht weiter zu stören. Der Regen hat zum Glück ein wenig nachgelassen, so konnten wir uns ohne zu schreien im Bus unterhalten. „Der Stoff haut richtig rein und ich habe ihn weit unter seinem Wert gekauft.“ Auf die Frage von Patricia wie sie es denn geschafft hätte antwortete sie weiter, und sie zwinkerte uns dabei zu, dass sie sich nachher noch mal mit ihm treffen wird und er außerdem sein Zeugs loswerden muss, weil ihm bald Knast droht. Patricia schien die Antwort zu genügen und holte aus ihrem Rucksack die Pfeife und den Kopf heraus. Jeder rauchte nacheinander den Inhalt aus der kleinen Tüte mit der Pfeife weg.

Nun hatte der Regen aufgehört und die Sonne schien mir direkt ins Gesicht. Ich konnte kaum etwas erkennen, alles war grell und überlichtet bis ich langsam das grüne Gras, die frische Luft und die zwitschernden Vögel hören konnte. Ich starrte in den Himmel und er veränderte sich langsam von Weiß zu einem Himmelblau mit sämtlichen Vögeln, die die Wolken durchflogen und kleine weiße Bündel in ihren Krallen hatten. An jeweils einem Ende ragten zwei kleine Füßchen und auf dem anderen dicke klobige Kugeln heraus. Der Boden unter mir fing leicht an zu vibrieren und tausende von gelben, roten und weißen Blümchen sprossen aus dem Boden hervor und kitzelten mich an meinen

Fußsohlen. Ich krümmte mich vor Lachen und viel ins weiche Moos des Grüns, direkt vor eine dicken Hasen mit einer großen Brille. Sie erinnerte mich an die Brille meines Vaters, nur der Bart fehlte. Nein, wie aus dem nichts schien auch er vorhanden zu sein. Der Regen fing wieder an, doch seine kleinen Tröpfchen sahen nicht aus wie Wasser. Ich hielt meine Hand offen in den Regen, welche sich schnell mit kleinen schimmernden Steinchen füllte. Der Hase schaute mich an und fing mit seinen kleinen Zähnchen an zu knappern. Die Melodie kannte ich, ich selbst spielte sie immer auf meiner Gitarre. Zuerst sumgte ich mit und schließlich brüllte ich es vor voller Freude heraus:

„I am in the sky with diamonds,

I am in the sky with diamonds,

I am in the sky with diamonds! “

Plötzlich sank ich in den Boden und es wurde schwarz um mich herum. Ich fühlte die Wärme aus mir schwinden, und nun auch das Zittern meiner Beine und Arme und das Wummern in meinem Kopf.

Das Licht wurde wieder greller, aber diesmal war es das der Sanitätsstation. Ich blinzelte und versuchte gegen das Dröhnen meines Kopfes anzukämpfen und mich zu konzentrieren. Stille. Um mich herum waren mehrere provisorische Feldbetten aufgebaut, so nah dass ich ohne Mühe direkt ins andere Bett greifen konnte. Ich blickte umher. Die meisten Personen schliefen, wie ich es eigentlich auch hätte tun sollen, ihren Rausch aus. Gerade als ich mich wieder meinen Kopf auf mein Kissen gesenkt hatte, erschrak ich.

Sie schaute mich mit weit aufgerissenen Augen und geöffneten Mund an. Ihre Zähne waren zusammengepresst, als wollte sie mit ihnen Knirschen. Sie sah anders aus als ich sie das letzte Mal gesehen hatte. Die damals so schön aussehenden Haare waren verfilzt, die Haut unrein und ihre Lippen spröde, so dass sie an einigen Stellen kleine Risse hatten. Einen Moment so daliegend, musterte ich sie, nicht genau wissend was ich tun sollte. Wider meiner eigenen Erwartungen streckte ich meine Hand aus und legte sie auf ihre Schulter. Es war als wenn ich sie nicht selbst kontrollieren konnte, sie glitt langsam in Richtung ihres Gesichts, bis sie ihre Nasenspitze erreicht hatte. Ich drückte leicht mit Zeigefinger und Daumen ihren Mund zusammen. Ein Zucken durchzog sie und sie wachte auf. Sie erschrak nicht als sie mich mit meiner

Hand auf ihrem Gesicht wahrnahm, vielmehr blickte sie verständnisvoll zu mir hinüber.

„Dass wir uns beide unter diesen Umständen hier wieder sehen hätte ich nicht gedacht. Es ist schon so lange her.“ Ich verstand nicht recht was sie meinte. Hatte sie mich seit New York in Erinnerung behalten? Bin ich ihr dort überhaupt aufgefallen? Das konnte nicht sein. Doch dann durchschoss mich die Erkenntnis wie ein Blitz.

Ich war wieder in unserem Village, im The Green Bottle. Ich stolperte aus dem Hinterzimmer, schaute auf meine Füße, wie ich einen Schritt vor den anderen machte, direkt auf die Bar zulaufend, zu einem Mädchen mit schwarzen Haaren. Es schien mir, als wenn alle Blicke auf mich gerichtet wären.

Der Geruch von altem Leder stieg mir in die Nase, meine Atmung war schwerfällig. Irgendetwas belastete meinen Brustkorb und verhinderte das Öffnen meines Mundes. Eine frische Brise blies über meinen nackten Körper. Ich riss meine Augen auf und erblickte die Lieder von Emily und wie sie auf mir lag.

Das Dunkle wurde blitzschnell wieder hell. Ich war wieder in meinem Feldbett. „Emily, bist du es?“, flüsterte ich fragend zu ihr hinüber. „Ja“, antwortete sie, „ich bin es!“ Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte es immerfort die Musik herüber, und ich nahm ihre Hand in die meinige – und es war alles, alles gut!